

Erkühnd

LANDSCHAFTEN

2014

hEft

für literatur, stadt und alltag



Starke Kinder

Ein Preis für Projekte und Angebote, die Kinder und Jugendliche ermutigen und Kompetenzen stärken.

Foto: photophone - Fotolia.com

 **DER PARITÄTISCHE**
BuntStiftung

 **Finanzgruppe**
Hessen-Thüringen

Kinder- und Jugendpreis Thüringen 2014

Ein Gemeinschaftspreis der **PARITÄTISCHEN BuntStiftung** und der **Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen** unter der Schirmherrschaft der **Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht**.

10.000 Euro

Einsendeschluss: 12. September 2014

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 37 (10. Jg.), Juli 2014 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.500 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000, BIC: DEUTDE33HAN // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke, Jörg Müller // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Marc Jung // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4 und 9 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 25. September; Redaktions- und Anzeigenschluß: 22. August // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 K(r)ampf der Strukturen
- 6 Auch der Süden braucht Kultur
- 8 Kultur für lau
- 9 Fünf Fragen an: Dr. Birne (ff.)
- 10 Shakespeare-Sommertheater
- 11 Die mit dem Wolf tanzt
- 13 Hesus-Schreibwettbewerb
- 14 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 15 Termine
- 16 Talknoten
- 17 Aus der Provinz: Thüringische Sommerakademie Böhlen
- 20 Prosanova
- 23 Sprache und Macht

- 26 Fotostrecke

Literatur

BLÜHENDE LANDSCHAFTEN

- 30 Kurzprosa Katharina Bendixen
- 33 am bahndamm
- 34 Sonntagvormittag verkatert im Bett
- 36 Der Junge mit den dicken schwarzen Locken
- 39 Der Brutboden – Stefan an der Sonne
- 42 Sam
- 45 Dorf
- 46 Irene steht zur Wand
- 48 Der König des Blues

- 59 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit den blühenden Landschaften ist es so eine Sache: Für die einen sind sie ein Feld mit Raps im Frühsommer, für die anderen eine städtische Brache, wo sich Huflattich und Löwenzahn ihren Raum erobern. Wieder andere freuen sich über gleichmäßig rauschende Autobahnen, Logistik-Zentren oder Starkstromtrassen, die wiederum von vielen ganz und gar nicht als blühende Landschaften angesehen werden. Man sieht: Was blüht und was Verderben bringt, hängt ganz vom Weltbild des Betrachtenden ab.

Was Helmut Kohl im Februar 1990 auf dem Erfurter Domplatz zu den inzwischen schon sprichwörtlichen »Blühenden Landschaften« verleitet hat, ist nicht überliefert. Vielleicht sah er gerade auf die qualmenden Schornsteine der Altstadt oder auf das Meer an schwarz-rot-goldenen Fahnen. Vielleicht sehnte er sich aber auch nur nach der Frühlingssonne oder einem Schoppen Pfälzer Wein. Sein Ausspruch jedenfalls wurde schnell zum Sinnbild für die kapitalistische Übernahme des Ostens und deren Folgen.

Auch wir haben uns, fast ein Vierteljahrhundert später, daran erinnert. Was unsere Autorinnen und Autoren heute mit blühenden Landschaften verbinden, kann man ab Seite 30 lesen. Mit dabei sind auch sieben Kurztexte der Erfurter Stadtschreiberin Katharina Bendixen. Seit Mai ist die gebürtige Leipzigerin in der Stadt und wird hoffentlich genügend Zeit finden, ihren Roman zu vollenden.

Wir wünschen eine angenehme Lektüre!

Die Redaktion

hEft in die Hand

Offene Redaktion am 6. August // 19:30 Uhr
Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141



Titelillustration: Marc Jung lebt und arbeitet in Erfurt, studierte bei Prof. Elfi Fröhlich in Weimar an der Bauhaus-Universität Freie Kunst und in Wien an der Akademie der Bildenden Künste in der Klasse von Prof. Daniel Richter Malerei. Bis Ende des Sommers ist Marc Jung noch Meisterschüler bei Prof. Scheffler an der Hochschule für Bildende Künste Dresden.
/// www.jungmarc.com

Schöne Aussicht

Sport und Spaß

22. Juni 2016, Erfurt: Ist es schwierig, Sport in seinen Alltag zu integrieren? Nein, selbstverständlich nicht. Im Mai 2014 machten die Stadtverwaltung und Stadtwerke mit einer Plakataktion darauf aufmerksam, was ein Bürger wirklich leiste, wenn er beispielsweise in den Supermarkt geht: 100 m Hürdenlauf. Ein kurzer Spaziergang im Park komme einem Riesenslalom gleich. Das erfüllte viele Erfurter mit neuem sportlichen Bewusstsein und der Hintergrund der Kampagne war schnell vergessen. Die Plakate sollten eigentlich eine »humorvolle« (so ein Sprecher der Stadtverwaltung) Aufforderung an Hundebesitzer sein, den Kot ihrer Lieblinge in Tüten zu packen und zu entsorgen.

Da ein frisch platzierter, sich außerhalb einer Tüte befindlicher Hundehaufen 50 Euro Bußgeld kostet, ist von den ursprünglich 2,85 Tonnen täglichen Kots (9500 Hunde mal 300 g Exkrement) ohnehin nicht mehr viel übriggeblieben. Ein durchschnittlicher Erfurter Hundebesitzer bückt sich mindestens einmal täglich (Golfsport) und entsorgt Lumpis eingetühten Abwurf (Basketball). Auch Hundebesitzer wurden sich ihrer sportlichen Fähigkeiten zunehmend bewusst.

Aber ist Sport auch wirklich gesund? Bedingt. Für die Stadt Erfurt verzeichneten die Krankenkassen einen explosionsartigen Anstieg der Gesundheitskosten. Binnen eines Jahres sei die Zahl der Adipösen um ein Hundertfaches gestiegen. In der Annahme, 100 m Hürdenlauf auf dem Weg zum Supermarkt zu absolvieren, berechneten viele ihren täglichen Kalorienbedarf entsprechend. Beim Hürdenlauf werden etwa 1000 kcal pro Stunde verbrannt und nicht jeder Supermarkt ist nur 100 m entfernt so dass, um den erhöhten Bedarf zu decken, viele Erfurter ausschließlich hochkalorische Speisen und Getränke konsumieren.

Grund, auf diesen Trend mit einer neuen Plakataktion zu reagieren, sieht jedoch niemand im Stadtrat. »Bald sind auch die Hundebesitzer zu fett, um sich nach dem Kot zu bücken. Dann hängen wir die alten Plakate wieder auf. Irgendwann wird auch der Letzte verstanden haben, dass alles nur ein Witz war.« /// kw

Bachelor für Erfurts Grünflächen

25. August 2021, nördliche Gera-Aue: Anwohner erholen sich auf den durch massiven Rückbau im Erfurter Norden entstandenen Brachflächen. Anders als die innerstädtische Bevölkerung weigerten sich die Bewohner der Stadtteile Rieth, Berliner Platz und Moskauer Platz ihre Grünflächen im Zuge der BUGA 2021 ordnungsgemäß »qualifizieren«¹ zu lassen.

Ihrer Staatsbürgerprämien – Geldfrei nach SGB X-Y – überdrüssig gründeten sie die Bundesgartenschau-Guerilla. Sachzwangorientiert changierend zwischen den traditionellen Methoden Mama Marellas und denen des zeitgenössischen »urbanen Gartenbaus«¹ haben sie die wohlklingenden Theorien vom »Mehr-Generationen-Garten«¹ (u.a. »Grabbeepflanzung«¹) praktisch novelliert.

Seit 2017 hätten sie »alles dafür beackert und bepflanzt«, heißt es in einer aktuellen Pressemitteilung. Der Zustand des nun eingezäunten Nordparks gebe ihnen Recht. »Edutainment-Garten«¹ sei ja so was von Nullerjahre und »Chill-out-Garten«¹ klinge nach mediokrenen Ibiza-Kompilationen der 90er.

Beim derzeitigen Verkehrsaufkommen kollabiert der Gera-Radweg und der ticketfreie ÖPNV bringt Menschen nur unter höchstem Stressaufkommen vom Erfurter Norden zu einer der ticketunfrei nutzbaren »Freizeit- und Erholungsflächen«¹. Das liegt unter anderem daran, dass es viele Menschen aus anderen Stadtteilen inzwischen in den Norden zieht.

An der nördlichen Gera-Aue teilt man seinen selbst angebauten und frisch gegrillten Bantam-Mais gern. Eine persönliche Einladung erhielt auch der Oberbürgermeister der Stadt, der inzwischen einlenkt: »die Qualifizierung [...] innerstädtischen Grünräume«¹ könne auf vielfältige Art und Weise geschehen. Genau das sei es gewesen, was er mit der BUGA 2021 in Erfurt bewirken wollte. /// jz

1) alle so gekennzeichneten Zitate stammen aus der Machbarkeitsstudie für die Landeshauptstadt Erfurt »Bundesgartenschau Landeshauptstadt Erfurt 2021 – GartenKulturStadt« (ift Freizeit- und Tourismusberatung GmbH, 2011)

K(r)ampf der Strukturen

Erfurt braucht Kulturquartiere! Wir finden die Idee ja gut, aber ...

Ein Selbstgespräch von Peter Berg

Schreibblockaden sind mir eher fremd, aber ab und an kommen sie dann doch über mich und das Thema, über das ich eigentlich schreiben wollte und/oder sollte, entwickelt sich in eine völlig andere Richtung. So auch heute.

Der angedachte Inhalt – ein Text über den Fortgang des KulturQuartier Petersberg e.V. – ist einfach so stark eingebettet in die Gesellschaft und Politik dieser Stadt, dass er nicht isoliert betrachtet werden kann.

Neben dem KulturQuartier Petersberg e.V. machen sich so viele andere Vereine und Initiativen um Räume für eine kulturelle Nutzung verdient – beispielhaft genannt seien Klanggerüst, Saline34, Lagune, Nordbahnhof e.V. oder auch der Zughafen –, dass es schwer fällt sich auf nur einen zu fokussieren.

Ihnen gegenüber stehen neben Mitarbeitern der Verwaltung hiesige Politiker. Der überwiegende Teil von ihnen findet diese, tendenziell eher die jungen Menschen unserer Stadt ansprechenden Initiativen »sehr gut«, »lobenswert«, »ambitioniert« und was auch immer, lässt sie dann aber oft genug allein im Regen stehen.

Woran liegt das? Bezüglich der Verwaltung kommt es häufig darauf an, mit welchem Mitarbeiter man zu tun hat. Die einen trauen sich die vorhandenen Spielräume auszuloten, sie geben sogar Tipps, wie man erreichen kann, was man will und sie sagen einem ehrlich, wenn bestimmte Dinge nicht gehen, weil die Gesetzeslage ist, wie sie ist. Dann gibt es die Sorte, die sich augenscheinlich nicht traut – warum auch immer. Und

leider trifft man immer wieder auch solche, die von vornherein schlichtweg nicht wollen.

Was die Politik betrifft, ist es (neben dem Eingebundensein in politische Netzwerke und damit all zu oft auch Erwartungen und Zwänge) sicher auch eine Frage der Beschaffenheit des Gremiums Stadtrat, dessen Mitglieder allesamt ehrenamtlich tätig sind. Kommunalpolitik ist überwiegend männlich (Machtfaktor) und eher älter (Zeitfaktor). Der Durchschnitt des Stadtrates dürfte bei Mitte 50 liegen.

Nicht, dass Menschen ab einem gewissen Alter pauschal etwas gegen das Lebensgefühl von Schülern, Studenten und Junggebliebenen, gegen Kultur und Kreativwirtschaft hätten, aber es scheint so, als ob all das weit, beziehungsweise zu weit weg ist von ihrer Lebensrealität. Die Erfurter Stadtobersten freuen sich, dass Erfurt wächst, dass die Stadt Zuzug insbesondere von jungen Menschen erhält. Und sie folgern im Umkehrschluss, dass alles gut sein muss, wie es ist. Und so gibt es neben einem Kampf der Strukturen auch einen Kampf der Kulturen. Beziehungsweise ist es ein Krampf – denn Politik braucht mehr als gutgemeinte Worte (siehe oben), Politik braucht Visionen denen Taten folgen, seien sie manchmal auch noch so gewagt.

Was den KulturQuartier Petersberg e.V. betrifft, ist die Aussage des Vereinsvorstandes und der Mitglieder klar: Es geht weiter! Die als Verlust empfundene Entscheidung pro Parität und gegen die Pläne des Vereins schmerzt nach wie vor sehr – zu schön war der Traum von einem KulturQuartier auf dem Petersberg, im Herzen der Stadt als weithin sichtbares Zeugnis jungen und kreativen Lebens in Erfurt.

Die Suche nach geeigneten alternativen Räumen hat begonnen. Aber sie gestaltet sich schwer in einer Stadt, in der die wenigen noch vorhandenen Industriebrachen als »Schandflecken« gesehen werden, deren ursprünglicher Charme lieber totsaniert als ausgebaut wird.

Wenngleich der eine Vereinszweck, eine dauerhafte Belegung des Petersberges durch die Entwicklung der Defensionskaserne hinfällig ist, so wurde doch deutlich, dass der andere Vereinszweck, die Schaffung eines Raumes für Kreative und Kulturschaffende, umso wichtiger ist.

Wer den Verein bei der Suche nach geeigneten Räumen unterstützen möchte, ist jederzeit herzlich willkommen!
info@kulturquartier-petersberg.de



Foto: privat



In zehn Jahren schwer gefragt: die Viertel um die Magdeburger Allee// Foto: hEFt

Auch der Erfurter Süden braucht Kultur

Eine neue Kulturraumstudie soll die Erfurter Kulturlandschaft vermessen. Wir sprachen mit den Initiatoren und angehenden Stadtplanern Alexander Matzka und Maximilian Henkel von der hiesigen Fachhochschule über Hintergründe und Ziele der Studie und die Frage, warum die Stadt Erfurt im Vergleich zu Jena zukünftig im Vorteil sein kann

Wie kam die Idee, eine Kulturraumstudie zu machen und was sind die Ziele?

Alexander Matzka: Mit der Vermarktung der ICE-City Erfurt oder angesichts des extrem angespannten Wohnungsmarkts in Jena entwickelte sich unter Kulturschaffenden die Angst, dass Räume für Kultur in Erfurt knapp werden könnten. Das finde ich als Stadtplaner durchaus nachvollziehbar. Wenn der urbane Raum knapp wird, wird er teuer, und ist dann für Soziokultur kaum mehr erschwinglich. Nachdem uns die freie Kulturszene in den letzten Jahren immer wieder für Studienprojekte Rede und Antwort gestanden hatte, möchten wir mit der Kulturraumstudie nun etwas für die Szene tun.

Ziel der Studie ist eine Verortung aller Kultur in Erfurt. Es geht darum, Netzwerke abzulesen, zu schauen, wie die Akteure zusammenarbeiten, um anschließend auf sensible Netzwerke und latente Orte hinzuweisen. Es soll der Charakter des Erfurter Kultursektors herausgearbeitet und Potentiale und Risiken

abgeleitet werden, die man dann den vorhandenen städtischen und politischen Papieren und Plänen gegenüberstellen kann. Und natürlich wollen wir mit der Studie eine wissenschaftliche Perspektive in die Diskussion bringen.

Geht es euch dabei nur um die freie Kulturszene oder um den Kultursektor als Ganzes?

Alexander: Es ist von Beginn an die Frage gewesen, wie wir den Kulturbereich abgrenzen. Wir haben festgestellt, dass eine Abgrenzung fast schwieriger ist, als keine. Denn aus nichtkommerzieller, soziokultureller Tätigkeit entspringen viele kreativwirtschaftliche Projekte; andererseits entstehen aus renommierten privatwirtschaftlichen Projekten soziokulturelle Ansätze. Und genauso ist es mit dem öffentlichen Sektor: Auch er ist eine Bedingung für Soziokultur wie Privatwirtschaft. Es gehört alles zusammen, und deshalb betrachten wir alle drei Blöcke. Die einzigen Bereiche, die wir ausschließen wollen, sind Sport und Bildung.

Welche Methoden setzt ihr ein?

Maximilian Henkel: Die Basis, ist ein quantitativer Fragebogen mit vielen offenen Fragen, den wir gerade an etwa 140 ausgewählte Akteure der Erfurter Kulturlandschaft verschicken. Daraus filtern wir wichtige Orte und Personen, die dann nochmal mit qualitativen Interviews befragt werden.

Alexander: Zu den Akteuren gehören natürlich ebenso die Verwaltung und Politik, aber auch die Bürger und die potentielle Raumgeber oder »Raumverhinderer«. Diese werden auch über qualitative Interviews befragt. So haben wir zum Schluss viele Perspektiven, die für einen nachhaltigen Diskurs notwendig sind.

Was wird mit den Ergebnissen passieren?

Alexander: Am Ende entsteht ein Positionspapier. Der große Vorteil einer freiwilligen studentischen Arbeit ist ja, dass man unabhängig ist und Position beziehen kann. Mehr als einen Diskurs anzustoßen, können wir jedoch nicht tun. Ziel ist es, die Studie im Mai 2015 zu veröffentlichen. Und dann sollen alle wieder eingeladen werden. Wichtig ist, dass wir als Stadtplaner die Stadt nicht nur als Kulturraum verstehen, sondern gleichwohl als Infrastruktur, als Arbeits- und Wohnort, als Freizeit- und Erholungsraum. Wir verstehen Kultur immer in der Gesamtkonstellation Stadt. Das heißt, es gibt immer auch Bedürfnisse, die zunächst befriedigt werden müssen, bevor man auf das Niveau kommt, Kultur genießen zu können.

Das heißt, das Projekt ist kein offizielles FH-Projekt, sondern wird von euch quasi im Ehrenamt durchgeführt?

Maximilian: Wir arbeiten in den Räumen der Fachhochschule, und wir können auf 15 Studierende zurückgreifen, die auch Credit-Points bekommen. Aber es läuft im Grunde eigenverantwortlich im Rahmen des (in Gründung befindlichen) Stadtplanungsladens.

Alexander: Der hat sich aus dem Impuls heraus gegründet, dass nicht alles an der FH passieren kann. Indem Studierende in die Stadt gehen und eigenverantwortliche Projekte initiieren, lernen sie ihre Perspektive zu reflektieren und können sich derart besser auf das Berufsleben vorbereiten.

Wie seht ihr die Entwicklung der freien Kulturszene in Erfurt in den letzten Jahren?

Alexander: Ich komme aus Jena und wohnte auch bis vor zwei Jahren dort. Inzwischen bin ich immer wieder überrascht, dass

es in Erfurt eine spürbare und lebendigere Kulturszene gibt, als in Jena. Dort gibt es zwar doppelt so viele Studenten, aber allein aufgrund der topografischen Lage, kann sich die Stadt räumlich kaum entfalten. Meine Cafékultur habe ich auf jeden Fall schon nach Erfurt verlagert. Abends, zum Tanzen, muss ich allerdings noch nach Jena fahren.

Der Erfurter Norden entwickelt sich, aber viel passiert noch immer innerhalb des Altstadtrings. Man hat den Eindruck, dass man aus der gemütlichen Altstadt doch nicht so richtig raus will. Eine echte »Kiezkultur« mit Kneipen, Läden und studentischem Leben scheint sich nicht so richtig zu entwickeln. Was denk ihr, woran das liegt?

Alexander: Es wird passieren. Städte sind ja auf Kreative angewiesen, um Innovation zu schaffen, und Innovation hat heute eine zunehmend größere Bedeutung. Die Industrie fällt zwar nicht weg, aber die Verhältnisse verschieben sich deutlich. Das heißt, eine Stadt muss die Reize, die zu Kreativität führen, erzeugen. Mit dem Studium Fundamente an der Uni gibt es ja bereits Projekte, die die Zeichen der Zeit erkannt haben und in die Stadt gehen. In zehn Jahren werden die Viertel rund um die Magdeburger Allee gut gefragt sein, wenn sich Erfurt im Konkurrenzkampf zu anderen Städten hält.

Aber man muss wissen, dass es zwei Seiten der Medaille gibt. Die Entwicklungen im Prenzlauer Berg in Berlin beispielsweise haben nicht jeden zufrieden gestimmt. Hier hat man in Erfurt die Möglichkeit, es besser zu machen. Man kann sagen: Ok, hier gibt es mit der Saline 34, dem Klanggerüst oder dem Nordbahnhof schon ein tolles Angebot. Man müsste schauen, wie man den Kultursektor auf die Stadt verteilt bekommt. Im Erfurter Süden, wo in 10, 15 Jahren gefühlt 70 Prozent der BewohnerInnen im Ruhestand leben, muss auch über eine kulturelle Infrastruktur nachgedacht werden. Da muss die Stadt unbedingt Weitsicht entwickeln, wovon jedoch auch auszugehen ist. Kultur muss an den verschiedensten Stellen etabliert werden und nicht nur in der Johannesstraße oder der Magdeburger Allee. Natürlich kann man einen Pol aufbauen. Aber es ist die Pflicht von Politik und Planung, aufzupassen, dass er dann noch denen gerecht wird, die ihn erzeugt haben. Ich glaube, und das sage ich als Jenenser ungern, dass Erfurt hier als Landeshauptstadt und Verwaltungshochburg keine schlechte Zukunft besitzt.

/// Interview: Thomas Putz

Ab nach draußen!

Der Jahreszeit angemessen, widmen wir uns in dieser Folge unserer Rubrik »Kultur für lau« den Aktivitäten im Freien. Als Hauptstadt Thüringens und mit ihrer langen Tradition als Blumenstadt verspricht Erfurt, dafür bestens geeignet zu sein. Doch welche Veranstaltungen kann man auch für kleines Geld oder sogar für lau besuchen?

Ein musikalisches Erlebnis der besonderen Art und zudem kostenlos bietet das Theater Erfurt. Mit der Liveübertragung des letzten **Sinfoniekonzerts** der Saison auf dem Theatervorplatz wird jeder dazu eingeladen, bei einem Picknick oder im Campingstuhl den Klängen des Orchesters zu lauschen. Das Konzert findet in diesem Jahr am 1. Juli statt und ist auf jeden Fall einen Besuch wert.

Alle kulturverliebten Badenixen können sich auf den **FÖN-Theaterbadetag** am 12. Juli freuen. Dieser wird im Dreibrunnenbad stattfinden. Allzuviel ist noch nicht bekannt, auf jeden Fall wird es laut Veranstalter Theater, Musik und »Funny Games« geben. Es heißt also: Die Ohren aufsperrn und den Termin vormerken, weitere Informationen kommen sicher bald über Facebook und die Homepage des FÖN e.V. // www.allesfoen.de

Um die Vorstellung von Kulturräumen und die Vielfalt der Soziokultur in Erfurt wird es bei **Hereinspaziert: Kultur flaniert** gehen. Verschiedene Räume, wie die Saline 34, das Wächterhaus, das Klanggerüst, die L50 oder die Lagune öffnen am 19. Juli zwischen 15 und 22 Uhr ihre Türen.

Je nach Wetterlage findet am 28. Juli oder 5. August das **diner en blanc** statt. An einem kurz vorher bekanntgegebenen, öffentlichen Ort sind alle Erfurter eingeladen, unter freiem Himmel gemeinsam und ganz in Weiß miteinander zu speisen. Tische, Menü und Deko werden dabei von jedem Teilnehmer selbst mitgebracht. Um Anmeldung wird gebeten, so dass – der Personenzahl entsprechend – der richtige Ort ausgewählt werden kann. Anmeldung und Informationen unter // www.diner-en-blanc-erfurt.de

Am 8. und 9. August findet das **Kunstrasen Kunstfestival** mit einem Mix aus Lesungen, Theater, Musikauftritten, Theateraufführungen sowie Ausstellung bildender Kunst statt. Der Eintritt des Festivals wird am Eingang erwürfelt und kann so maximal 6 Euro betragen. Details dazu gibt es auf // www.gkkw.de.

Zum wiederholten Male wird am 6. September zum **KoCOLO-Res** im Brühler Garten geladen. Als Familien- und Kulturfest mit allerlei musikalischen und künstlerischen Auftritten soll die soziokulturelle Vielfalt Erfurts greifbar gemacht werden. Die Künstler/innen freuen sich über zahlreiches Erscheinen von Jung und Alt. Die Ausrichtung des Fests kann über die Crowdfunding-Plattform »Startnext« ab sofort finanziell unterstützt werden, die Teilnahme selbst ist kostenfrei.

Auch die **LAGUNE** in der Krämpfervorstadt lädt im Sommer zu zahlreichen Veranstaltungen für lau unter freiem Himmel. Ein Lerneffekt rund um Stadt und Natur bleibt bei einem Besuch nicht aus. Informationen zu Terminen und Aktionen gibt es unter // www.lagune-erfurt.de

Moderne Pfadfinder können sich in der Thüringen-Information eine Geocaching-Tour ausdrucken lassen. Der Weg führt einmal durch die gesamte Innenstadt und enthält spannende Rätsel rund um Erfurter Sehenswürdigkeiten, welche es zu lösen gilt, um die Koordinaten der nächsten Station herauszufinden. Völlig kostenfrei wird die Tour bei Nutzung des eigenen, GPS-fähigen Handys.

Eine zweite Möglichkeit, sich selbst durch die Stadt zu führen, bietet ein kostenloses PDF, das auf www.erfurt.de über den Suchbegriff »PDF Brunnen Denkmale« gefunden werden kann. In der Broschüre sind im Stadtplan Brunnen, Denkmäler, Skulpturen und Kunst im öffentliche Raum verzeichnet. Natürlich enthält das PDF zu jedem Objekt detaillierte Informationen.

Ihr kennt weitere kulturelle Aktivitäten, die man in Erfurt für kleines Geld oder für lau besuchen kann? Dann enthält uns diese nicht vor und schreibt an: redaktion@heft-online.de.

// **Caroline Hemmann**

Fünf Fragen an:

Dr. Birne (ff.)

Herr Dr. Birne, Sie haben vor beinahe 25 Jahren den Begriff von den »blühenden Landschaften« geprägt. Er steht heute sinnbildlich für die vielen einzigartigen Biotope, die in den Industriebrachen in Neubirnenland entstanden sind. Haben Sie die Menschen in den Neubirnenländern seinerzeit bewusst getäuscht oder war Ihnen der »Mantel der Geschichte« letzten Endes einfach drei Nummern zu groß? Das ist eine klassische journalistische Behauptung. Sie ist zwar richtig, aber sie ist nicht die Wahrheit. Wir haben uns daran gewöhnt, auf einem sehr hohen Niveau zu jammern. Entscheidend ist, was hinten rauskommt! Wer in dieser Zeit im eigenen Land und am Horizont der Weltpolitik die Schrift nicht mehr erkennen kann, ist blind geworden für die Herausforderung der Geschichte. Eine erfolgreiche Industrienation, das heißt eine Nation mit Zukunft, lässt sich nicht als kollektiver Freizeitpark organisieren. Wir werden die Arbeitslosigkeit und die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer um die Hälfte reduzieren. Die Menschlichkeit einer Gesellschaft zeigt sich nicht zuletzt daran, wie sie mit den schwächsten Mitgliedern umgeht.

Herr Altbirnenkanzler, Sie sind zwar seit 16 Jahren nicht mehr im Amt, aber immer noch sehr interessiert am Zeitgeschehen. Wie beurteilen Sie die aktuellen Entwicklungen in unserem Lande? Die soziale Marktwirtschaft, unsere freiheitliche Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, lebt ganz entscheidend von der Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger, selbst Verantwortung zu übernehmen. Das vor uns liegende Jahrzehnt kann für unser Volk das glücklichste dieses Jahrhunderts werden. Die neuen Birnenländer haben alle Chancen, sich zu einer der attraktivsten Regionen für Unternehmen und Investoren zu entwickeln.

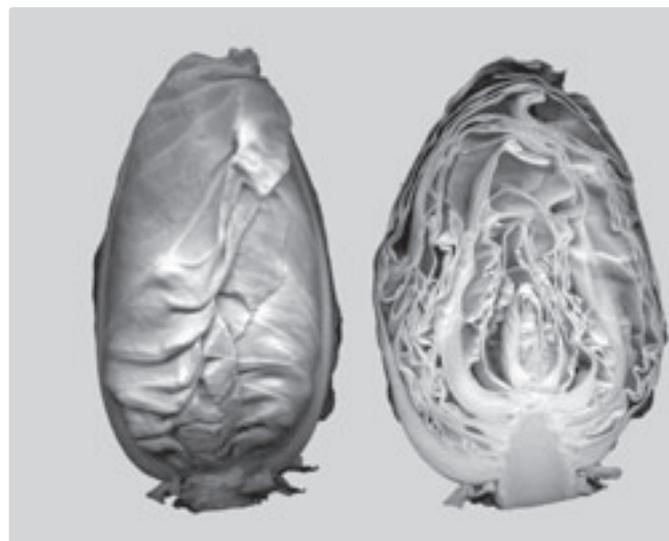
Dennoch macht sich in den letzten Jahren, gerade in den Neubirnenländern, eine gewisse Politikverdrossenheit breit. Hat die Politik ein Glaubwürdigkeitsproblem oder fehlt einfach nur jemand, der die Sache richtig anpackt, eine echte Type also, von Ihrem Schrot und Korn? Jeder, der in der Politik in einer Führungsfunktion steht, muss sich fortdauernd prüfen, ob er die Anforderung erfüllen kann. Das muss ein Ministerpräsident genauso, ein Fraktionsvorsitzender oder ein Minister. Ich habe versucht, ehrlich zu sein, aber in Maßen.

Ich würde nicht sagen, dass ich alles wieder so mache, wie ich es gemacht habe, denn dieser Weg ist von Höhen und Tiefen geprägt, aber auch von Fehlern.

Herr Dr. Birne, gestatten Sie mir ein persönliche Frage. Dies hat, nicht zuletzt bei Ihren Söhnen, Irritationen und Ärger ausgelöst. Können Sie diesen Unmut verstehen? Ich halte das Ja zur Gründung einer Familie, das Ja zu Kindern für eine der wichtigsten zukunftsweisenden Botschaften. Ein Land mit Kindern ist ein Land mit Zukunft. Kindern Leben zu schenken, sie großzuziehen, ist dem Tun des Försters vergleichbar, der einen Baum pflanzt und weiß: Wenn dieser Baum Schatten spendet, wird er selbst nicht mehr sein. Wer ja sagt zur Familie, muss auch ja sagen zur Frau.

An welchem Moment in Ihrem Leben denken Sie besonders gern zurück? Vor zwei Jahren besuchte ich – was ich sehr gern tue – am frühen Morgen allein den Berliner Zoo. Ausgerechnet am Menschenaffenhaus kam eine Berliner Rentnerin auf mich zu und sagte: »Sie sind doch der Birne?« Ich antwortete: »Ja.« Und sie darauf: »Ja, wieso laufen Sie hier frei herum?«

/// Interview: Dr. Apfel



Shakespeare-Sommertheater

Zum krönenden Abschluss des Shakespeare-Zyklus des Vereins Neues Schauspiel Erfurt und zur Feier des 450. Geburtstags des Dramatikers belebt diesen Sommer »Was ihr wollt« das alte Gemäuer der Barfüßerruine.

Viola und ihr Gefolge erleiden Schiffbruch und stranden an der Küste Illyriens – ein Land des erotischen Deliriums. Hier wird geliebt, begehrt, einander gejagt, doch nur schwer zueinander gefunden. Denn jeder Liebende sendet seine Signale ausgerechnet an den, der sie auf keinen Fall erwidern wird: Viola an Orsino, Orsino an Olivia, Olivia an Cesario, Malvolio an Olivia, Antonio an Sebastian. Ein herrlich verwinkeltes und in die Winkel des Begehrens blickendes Stück, in dem man sich verstellt, obwohl man sich nach nichts mehr sehnt, als erkannt und geliebt zu werden. In dem die Figuren voll von Sehnsucht in einen Strudel geraten, in dem sie erst einander und dann sich selbst zum Rätsel werden. Aber am Ende – wie sollte es in einer Komödie anders sein – feiern Klarheit und Ordnung ihr Fest, wenn auch – wir spielen Shakespeare – auf wankendem Boden.

»Was ihr wollt« – einer der wichtigsten, schrägsten und verwinkeltesten Komödien Shakespeares – eröffnete vor zwölf Jahren unter der Regie von Sasha Mazzotti die Shakespeare-Reise des Theatervereins. Mit demselben Stück und erneut unter Mazzottis Regie beendet sie diese nun. Als Mitbegründerin des Vereins im Jahr 2002 entwickelte sich die in Basel lebende Regisseurin im Laufe der Jahre zur Hausregisseurin des Sommertheaters, für das aber auch die Theatermacher Dominik von Gunten, Martin Molitor und C.W. Olafson inszenierten. Auch im Ensemble der Schauspieler, das sich jedes Jahr in neuer Formation zusammenfindet, spielte sich eine Kontinuität ein, so dass in diesem Jahr fast ausschließlich Schauspieler die Bühne betreten werden, die in den vergangenen Jahren dem Erfurter Publikum ans Herz gewachsen sind. Und diese kommen, so wie es all die Jahre war, sowohl aus nächster Nähe, wie Ute Wieckhorst, Markus Fennert, Reinhard Friedrich und Friedhelm Mund, als auch aus der Ferne, wie Nora Decker und Felix C. Voigt. Neu in diesem Jahr im Ensemble sind Magdalena Steinlein, Christian Bayer und Daniel Ratthei.

»Was ihr wollt« – Shakespeare-Sommertheater 2014

18. Juli bis 16. August in der Erfurter Barfüßerruine

www.neues-schauspiel-erfurt.de



Szene vom Sommertheater 2013 aus »Wie es euch gefällt«
(mit Nora Decker und Christiani Wetter) // Foto: Axel Heyder

Die mit dem Wolf tanzt

Ein kleiner Ort im tiefsten Thüringen. Fast ist man schon hindurch gefahren, wüsste man nicht, dass hier eine der bekanntesten Jugendbuchautorinnen Deutschlands zuhause ist. Auf einem Fachwerkhof, den sie ihre »Burg« nennt, hat sie ihr Schreibzimmer eingerichtet. Eine Bücherwand, darunter sechzehn eigene Titel. Fotos mit amerikanischen Ureinwohnern, Traumfänger baumeln hier und da. Indianer sind ihr Thema, bis zu ihrem Bestseller »Isegrim«. In dem 2013 erschienen Jugendbuch taucht der Wolf auf dem Truppenübungsplatz Ohrdruf auf und bringt die ländliche Idylle um Arnstadt ins Wanken. Jetzt ist es soweit, Meister Isegrim ist da – und die Autorin sehr froh darüber. Nach fast zwanzig Jahren ist Antje Babendererde als Schriftstellerin angekommen. Wir sprachen mit ihr über das Schreiben, Reservate, Leserbriefe und Filmpläne

Schön hier. Braucht man die Ruhe, um zu schreiben, oder das Chaos? Die totale Ruhe.

Ist es hier draußen ruhig? Nicht wirklich. Auf dem Dorf hat jeder andauernd etwas zu werkeln. Der Rasenmäher läuft, es wird Holz gesägt oder gespalten, gebohrt, gehämmert, am Auto gebastelt. Ruhezeiten kennen die Dorfbewohner nicht. Manchmal träume ich von einem Schreibtisch auf einer einsamen Insel.

Welchen Tipp hast du für Nachwuchsautoren? Lesen, lesen, lesen – und zwar alles, gute und schlechte Texte – und schreiben, schreiben, schreiben! Mit jedem einhunderttausendsten Wort wird man ein Stück besser.

Viele deiner Plots bleiben ja offen ... So offen finde ich die gar nicht. Die kriegen sich doch fast alle.

Viele deiner jungen Leser schreiben dich an und wollen wissen, wie es weitergeht. Ja, aber es wäre fatal, zu denken, bloß weil es jetzt einmal mit der Liebe funktioniert hat, bleiben sie zusammen bis in alle Ewigkeit. Das Leben geht weiter und alles ist in Bewegung.

Sollte man also nicht zu einem Ende à la Romeo und Julia raten? Nein, eigentlich nicht. Am Ende zeichnet sich natürlich ab, was aus den Figuren werden könnte, aber sie haben nun mal kein Leben außerhalb des Buches, und Fortsetzungen schreibe ich nicht. Die Leser müssen schon ihre Fantasie walten lassen. Einmal schrieb mir eine junge Leserin: Verraten Sie es doch wenigstens mir, wie es weitergeht mit den beiden!

Niedlich. Und so, wie die Leserbriefe formuliert sind, spiegelt sich ja auch das Verständnis wieder. Die Briefe zeigen, dass die Leser so sehr in der Geschichte sind, dass sie nicht mehr das Gefühl haben, ein Buch zu lesen.

Kannst du dir vorstellen, mal wieder für Erwachsene zu schreiben? Schon. Werde ja auch älter und spüre durchaus Lust, mal wieder einen Roman zu schreiben, dessen Hauptfiguren nicht pubertäre Jugendliche sind. Momentan heißt es aber: Schuster, bleib bei deinen Figuren.

Wie stehst du zu Druckkostenzuschussverlagen? Am Anfang hatte ich mal fünftausend Mark gespart und überlegt, ob ich davon mein erstes Buch drucken lasse oder lieber nach Amerika fliege. Ein netter Verlagsvertreter hat mir dringend empfohlen zu fliegen, und das war auch das Beste, was mir passieren konnte. Ich würde auf jeden Fall davon abraten, tausende Euro zu bezahlen, damit ein Buch veröffentlicht wird. Wer als Autor ernsthaft wahrgenommen werden will, sollte die Finger vom Druckkostenzuschuss lassen. Aber der Markt hat sich ohnehin verändert und heute kann man das eigene Buch relativ günstig selbst vermarkten, als book on demand oder als e-book.

Dein erstes Buch erschien 1996. Was hat sich seitdem verändert? Sobald heute ein neues Buch erscheint, steht es in den Buchläden, man spricht in Buch-Blogs darüber und ganz schnell kann man die ersten Rezensionen im Internet lesen. Damals war ich einfach nur glücklich, mein Buch gedruckt in den Händen zu halten – endlich. Heute herrscht ein ganz anderer Druck. Da kommt Kritik, die verarbeitet werden muss, und mit der Zeit ändert sich der eigene Anspruch. Ich sitze heute nicht mehr so frei am Schreibtisch wie damals.

Wie lange brauchst du für eine Geschichte? Früher war ich eine Schnellschreiberin, heute arbeite ich ein oder sogar einhalb Jahre an einem Buch. Aber auch wenn mir das Schreiben oft schlaflose Nächte beschert, es ist für mich der schönste Beruf der Welt.



Gab es beim Schreiben von Isegrim ein Initiationserlebnis? Eigentlich hatte ich vor, ein weiteres Indianerbuch zu schreiben. Aber das lief nicht gut, und damit ich überhaupt wieder schreiben konnte, brauchte ich einen Themenwechsel. Also habe ich meinen neuen Roman hier in Thüringen verortet. Zudem hat mich die Rückkehr der Wölfe nach Deutschland schon lange interessiert. Mike Jessat, Chef des Naturschutzbundes Thüringen, verriet mir, dass der Ohrdruffer Truppenübungsplatz Wolfserwartungsland ist. Also hatte ich meinen Schauplatz und habe losgelegt.

Hat dich das Thema Indianer nach all der Zeit gelangweilt? Oder war es die schockierende Realität? Letzteres – oder besser: die lähmende Realität. Für meine Recherchen habe ich verschiedene Indianer-Reservate besucht. In Pine Ridge, South Dakota, war ich oft und lange. Dort habe ich die ganze Apathie, das Leben und Sterben, hautnah mitbekommen. Drogen und Alkohol bestimmen das Leben zu vieler Jugendlicher. Und die Kinder-Selbstmordrate ist immens hoch. Für die Leser meiner Jugendbücher brauche ich am Ende wenigstens einen kleinen Sonnenstahl am Horizont. Auf einmal fand ich

den selbst nicht mehr. Es folgte eine dicke Schreibblockade und der Versuch, mich davon frei zu schreiben.

Wie bist du an deine Informationen für Isegrim gekommen? Es war in Deutschland noch schwieriger zu recherchieren als in Amerika. Man glaubt, die Indianer wollen mit uns Weißen kaum reden. Doch das ist gar nicht so. Meist sind sie sehr offen. Hier in Deutschland hatte zu Beginn meiner Recherche kaum jemand Geduld mit mir und meinen Fragen. Und dabei ging es nur um Wölfe. Doch wenn man hartnäckig genug sucht, findet man auch jemanden.

Kannst du dir Isegrim als Film vorstellen? Zur Verfilmung meines Buches »Libellensommer« gibt es schon Ansätze, da der Film aber in Kanada gedreht werden müsste, steht in den Sternen, ob tatsächlich etwas daraus wird. In Thüringen gibt es eine gute Filmförderung, vielleicht gefällt ja einem Produzenten »Isegrim«, die Option ist noch frei. Schön wäre es: Unsere Heizung war kaputt, wir könnten die Mäuse gebrauchen.

Interview: Ronny Ritze // Foto: Kerstin Klare





Deine eigene Geschichte!

Du bist zwischen 15 und 35 Jahre alt, lebst in Thüringen und schreibst eigene Texte? Dann mach mit beim Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb! Ob Prosa, Lyrik, Essay oder Blog – es können alle Textformen eingesendet werden. Bei Lyrik sollten es nicht mehr als drei Gedichte sein; Prosatexte sollten maximal 10.000 Zeichen haben. Neben den drei Hauptpreisen, die jeweils mit 400 Euro dotiert sind, werden auch ein Sonderpreis der Jury sowie drei Schülerförderpreise vergeben. Die Siegertexte werden zudem in einer Anthologie veröffentlicht. Eingesendet werden kann per Post (in siebenfacher Ausführung ohne Namenszeichnung) oder per E-Mail. Der Einsendung sollten Geburtsdatum, Adresse und E-Mail-Adresse sowie eine kurze Auflistung der bisherigen literarischen Aktivitäten angefügt werden. Der Einsendeschluss ist der 8. September 2014.

Der Wettbewerb wird bereits im 14. Jahr ausgeschrieben. Veranstaltet wird er vom Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V., mit Unterstützung durch die Landeshauptstadt Erfurt. Weitere Förderer sind die Sparkasse Mittelthüringen, das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur sowie die Buchhandlung Hugendubel Erfurt.

Einsendungen sind zu richten an: Studentenzentrum Engelsburg, Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb, Allerheiligenstraße 20/21, 99084 Erfurt – oder per E-Mail: hessus@eburg.de

Weitere Informationen unter:

www.hessus.eburg.de

KulturRiese 2014 gesucht!

Auch 2014 ist die Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Thüringen e.V. auf der Suche nach einem neuen KulturRiesen. Seit 2008 wird der mit 1.111,11 Euro dotierte KulturRiese jährlich an herausragende Beispiele soziokultureller Praxis verliehen. Im letzten Jahr wurde der Preis an das Erfurter Klanggerüst e.V. vergeben. Der Verein, der in der ehemaligen Direktorenvilla der Malzfabrik im Erfurter Norden sitzt, hat sich vor allem der Förderung von jungen Musiker/innen verschrieben.

Die Stifterin des Preises, die Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Thüringen e.V., vertritt seit 1993 als Dach- und Fachverband die fachlichen und kulturpolitischen Interessen von 69 Mitgliedern der Soziokultur und freien Kulturszene im Freistaat Thüringen.

Für den KulturRiesen vorgeschlagen werden können Organisationen in freier Trägerschaft, Kulturinitiativen oder Einzelpersonen, die ihren Sitz in Thüringen haben. Eigenbewerbungen sind ebenfalls möglich. Eine Mitgliedschaft in der Landesarbeitsgemeinschaft ist nicht Bedingung. Über die Auswahl der Preisträger entscheidet eine unabhängige Jury unter Vorsitz der Landesarbeitsgemeinschaft. Die öffentliche Preisverleihung findet im Rahmen des MEINE-KULTUR-Festivals im November 2014 in Altenburg statt.

Die Bewerbungen oder Vorschläge sind bis spätestens 31. Juli 2014 an die Geschäftsstelle der Landesarbeitsgemeinschaft zu richten:

LAG Soziokultur Thüringen e.V., KulturRiese, Michaelisstraße 34, 99084 Erfurt, oder per E-Mail an kulturriese@soziokultur-thueringen.de

KulturRiese Förderpreis der Soziokultur in Thüringen

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Blaues Wunder

Der FC Rot-Weiß Erfurt steht mal wieder am Tiefpunkt. Am vorläufigen, oder geht es noch weiter bergab mit unserem Spitzenklub? Was für andere der Wonnemonat Mai, entpuppt sich in den letzten Jahren für die Rot-Weißen zur Fußballhölle. Hatte der Klub am 22. Mai 2013 im Finale des Thüringen-Pokals gegen den Sechstligisten, ich betone: den Sechstligisten, SV Schott Jena noch »knapp« mit 0:1 verloren, durfte der RWE am 14. Mai 2014 erneut im Ernst-Abbe-Sportfeld zum Pokalfinale antreten. Dabei war die Aufgabe für den Drittligisten mit Aufstiegsambitionen in die 2. Bundesliga ähnlich »schwer«. Kein geringer Gegner als der Viertligist FC Carl Zeiss Jena empfing den Hauptstadtclub in seinem, in Blau und Gelb gehüllten Stadion. Schien es für den RWE bis zur vierzehnten Minute noch ausgemachte Sache zu sein, die Qualifikation für den DFB-Pokal zu schaffen, zog nach dem 0:1 die fußballerische Depression ein. Oder wie Heribert Faßbender mal gesagt hat: »Sie sollten das Spiel nicht zu früh abschalten. Es kann noch schlimmer werden.« Und es kam schlimmer. Erfurt erlebte mal wieder sein sprichwörtliches »blaues Wunder«.

Früher erlebten die Färber regelmäßig ihr blaues Wunder, nämlich wenn ihr Werk vollbracht war und die von ihnen gefärbten Stoffe tatsächlich blau waren. Damals war das Ganze sehr aufwendig und dauerte mehrere Tage und nicht wie zuletzt lediglich neunzig Minuten. Damals musste der Stoff für längere Zeit in einen Färbekübel, der eine Urinbrühe namens »gelbe Küpe« enthielt. Anschließend wurde der zunächst gelbe Stoff ebenso lange in die Luft gehängt, wobei der Stoff seine Farbe von Gelb, über Grün nach Blau veränderte. Da sich seinerzeit keiner so recht erklären konnte, warum das passierte, erlebten die Färber jedes Mal ein »blaues Wunder«. Interessanterweise ließ sich das Wunder beschleunigen, indem man mit Holzlatten auf den Stoff einprügelte, um mehr Sauerstoff ins Gewebe zu bringen. Man könnte auch sagen, der Stoff wurde grün und blau geschlagen.

Am Ende hieß es 0:5. Zu erläutern, wer hier grün und blau geschlagen wurde, erübrigt sich. Lange war es her, dass man sich als RWE-Fan so hilflos und trostlos fühlte, oder, wie es einst Bert Papon, Trainer des schottischen Klubs Dumfermline Athletic, nach einer 0:7-Niederlage formulierte: »Irgendwelche Fragen, bevor ich gehe und mich aufhänge?«

Immerhin ist die Lizenz für die nächste Drittliga-Saison nach einem regelrechten Kraftakt, so wie ihn der RWE-Präsident Rolf Rombach noch nie in seiner bisherigen Amtszeit erlebt habe, unter Dach und Fach. Auch das neue Stadion wird gebaut. Laut Erfurts Oberbürgermeister Andreas Bausewein gibt es Rechenmodelle, die von Liga 2 bis 4 gehen. »Es würde sich besser rechnen mit Liga 2, aber es geht auch in Liga 4«, sagte er kürzlich in einem Interview.

Zeit, um Mut zu schöpfen also.

Dabei treibt der Kampf um die Lizenzen in der Dritten Liga seltsame Blüten. So hat Hansa Rostock seine Geschäftsstelle für eine Million Euro an eine Leasinggesellschaft verkauft, um die vom DFB geforderte Liquiditätsreserve aufbringen zu können. Und der Dresdner Stadtrat hat mal eben den Zuschuss für Dynamo Dresden zur Stadionmiete um 500.000 Euro auf 1,12 Millionen Euro erhöht. Wahrscheinlich war es das, was Helmut Kohl mit »blühenden Landschaften« meinte. In Thüringen jedenfalls blühte mal wieder der Raps.

Aber lassen wir uns von alledem nicht die gute WM-Laune verderben. Schon gar nicht von diesen ganzen Kleinigkeiten rund um die Fifa und das IOC mit ihren Knebelverträgen und dreisten Forderungen nach noch größeren Stadien, Hotels, Flughäfen und Exklusivität für deren milliardenschwere Sponsoren. Und Großverdiener an dem Megaevent ist selbstverständlich Deutschland. Aber es gibt Hoffnung. Wenn nach der WM die Fifa- und IOC-Kader Brasiliens wieder verlassen haben werden, wird die Korruption deutlich sinken.

Und jetzt gehe ich Fußball-WM gucken.

/// Stefan Werner

TEXTIL- FESTIVAL 2014

Termine

29.06., 16 Uhr, Schleiz, Vorplatz Stadtbibliothek:
Wladimir Kammer: Diesseits von Eden. Neues
aus dem Garten

30.06., 14 Uhr, Neuendorf/Hiddensee, Hafen,
Bank am Anleger: Auf den Spuren Falladas –
Literarischer Neuendorf-Spaziergang mit Ute
Fritsch

10.07., 19:30 Uhr, Café Nerly, Erfurt, Markt-
straße 6: »Wir sind golden, wir sind aus Blut« –
Lesung mit Nancy Hüniger

10.07., 19 Uhr, Weimar, DAS Jugendtheater im
Stellwerk, Weimar, Schopenhauerstraße 2: »Ich
erinnere mich. Aufzeichnungen, Reisen und
Tagebücher« – Buchpremiere der Autobiographie
von Wolfgang Held

17.07., 20 Uhr, Warnemünde, »Ringelnetz
Warnemünde«, Alexandrinenstraße 60: »Der
Hühnergott« – Humoristische Show-Lesung mit
Karsten Lieberam-Schmidt

22.07., 20:15 Uhr, Jena, Thalia-Universitätsbuch-
handlung, Neue Mitte: Lesung mit Yoko Tawada

27.07., Böhlen, Thüringische Sommerakademie
Böhlen, Ortsstraße 129: Lesung mit Anna Kaleri

30.08., 15 Uhr, Wismar, Altstadtgärten:
6. Wismarer Lesegärten

30.08., Böhlen, Thüringische Sommerakade-
mie Böhlen, Ortsstraße 129: Lesung mit Nora
Gomringer

19.09., 17 Uhr, Hotel Elephant Weimar, Markt:
Auftritt zum Literarischen Kneipenmarathon zu
Ehren Shakespeares in Weimar

09.–11.10., Erfurt, Klubhaus der Energiearbeiter,
Iderhoffstraße 34: Textil – Festival der jungen
Literatur in Thüringen

Festival-Finale:

9.–11. Oktober

- Lesungen
- Workshop-Ergebnisse
- Theater
- ... Drumherum ...

**& Livemusik mit
KAPELLE PETRA**



Textil

FESTIVAL DER
JUNGEN LITERATUR
IN THÜRINGEN

www.textil-festival.de

www.facebook.com/textil.festival



Soziokulturell und Weltklasse

hEFt stellt in loser Folge soziokulturelle Projekte abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre Akteure, wie es sich lebt und arbeitet. Diesmal fahren wir nach Böhlen. Das ehemalige Industriedorf liegt versteckt im Wald südöstlich von Ilmenau und beheimatet die Thüringische Sommerakademie. Wir sprachen mit deren Gründer und künstlerischem Leiter Christoph Goelitz

Christoph, die Thüringische Sommerakademie befindet sich auf einem ehemaligen Fabrikgelände. Was wurde hier früher hergestellt? Holz- und Glasartikel verschiedenster Art, über die Generationen hinweg: Zahnstocher, Sanduhren, Rollos. Diese sogenannten Holzdrahtrollos, aus dünnen Fichtenholzstäben zusammengewebt, teils bemalt, waren bis zum Ersten Weltkrieg ein Exportschlager in die deutschen Kolonien. Als die 1918 weg waren, wurde das zu einem Nischenprodukt. Schon seit 1903 wurden aber auch Thermometer hergestellt, kleine Mengen, das war zunächst ein Luxusartikel. Nur reiche Leute konnten es sich leisten, sich die Temperatur anzeigen zu lassen. Erst vor dem zweiten Weltkrieg entwickelten sie sich zu einem Massenartikel. Böhlen war ein richtiges kleines Industriedorf, mit zwei Schornsteinen, die überragten sogar den Kirchturm. Es gab viele Tischlereien, Glasereien, Manufakturen, wie die Holzdrahtweberei, oder für Möbel. In Böhlen wurde beispielsweise auch das erste Sperrholzwerk im Deutschen Reich gegründet.

Bis wann wurde produziert? Bis Mitte 1990. Über die Jahre haben in dieser Fabrik immer 50 bis 60 Leute gearbeitet, zuletzt fast nur noch Frauen. Zu DDR-Zeiten wurde hauptsächlich für den Export in den Westen produziert, und, das ist für uns als jetzige Nutzer ein Glücksfall, immer nur sogenannte Haushaltsthermometer. Also keine Präzisionsteile, wie zum Beispiel Fieberthermometer, sondern Zimmer- oder Fensterthermometer, oder fürs Badewasser. Da kam es auf ein, zwei Grad nicht so genau an. Die wurden aus Kostengründen meist mit Ersatzflüssigkeiten wie Weingeist gefüllt, also gut für uns, dass die Gebäude und der Boden heute nicht mit Quecksilber verseucht sind.

Wie kam es 1991 zur Gründung der Sommerakademie? Zufall oder auch nicht, jedenfalls hat einiges zur rechten Zeit zusammengepasst. Bevor die Fabrik 1972 enteignet wurde, hatte sie über Generationen meinen Vorfahren gehört. Als sie dann nach dem Zusammenbruch der DDR reprivatisiert werden sollte, wollte sie mein Vater eigentlich nicht zurück haben. Die Gebäude waren in einem katastrophalen Zustand, komplett leergeräumt, und die Treuhand wollte dafür auch noch Geld. Aber auch wegen der hohen Erwartungen im Dorf, er ging zu diesem Zeitpunkt ja schon in Rente. Da kam ich dann ins Spiel. Ich hatte

ja inzwischen schon ein anderes oder sogar mehrere Leben hinter mir, in Weimar Musik studiert, mit Ute Freudenberg in der Gruppe Elephant gespielt und Egon Krenz die Hand geschüttelt, wir waren damals »Förderband« vom FDJ-Zentralrat. Irgendwann aber wollte ich nur noch raus, habe wegen sogenannten Landesverrats im Knast gesessen, die DDR also von oben wie von unten erlebt. 1984 wurde ich vom Westen »freigekauft« und lebte in Berlin-Kreuzberg. Eine verrückte Zeit, die Achtziger in West-Berlin. Dann der 9. November 1989, auch noch mein Geburtstag! Und ich durfte wieder in den Osten einreisen. So war ich 1990 in Böhlen mit Reinhard Stangl, einem befreundeten Maler, der war hin und weg von dem Ort, mietete eine ganze Etage der Fabrik als Atelier. Im Frühjahr darauf brachte er seine Kunststudenten mit, eine Woche lang Landschaft malen. Aber es war viel zu kalt auf der Thüringer Höhe, der Künstler war frustriert. Das geht nur im Sommer, meinte er, und so nebenher: In ein paar Jahren vielleicht als eine Art Sommerakademie, mit mehreren Künstlern als Dozenten. Da hatte ich Feuer gefangen, wollte das gleich im nächsten Jahr anfangen. Stangl hatte schon Erfahrung mit einer Sommerakademiegründung. Ich bekam von ihm zwei dicke Aktenordner und hab mich da durchgewurschtelt. Das war eigentlich überhaupt nicht mein Ding, Vereinsgründung und solche Sachen, ich bin eher ein Einzelkämpfer. Aber wir haben das hingekriegt. Habe ein paar Leute aus dem Dorf angesprochen, die kannte ich ja alle aus meiner Kindheit und Jugend, und die waren sofort begeistert.

Und dann? In den ersten Jahren haben wir verschiedene Kurse im Sommer gemacht, vor allem in Malerei und Bildender Kunst, Druckgrafik, Fotografie, LandArt, Holz- und Steinbildhauerei. Eher zufällig entstand 1993 das Kammermusikprojekt, das war sehr erfolgreich, mit Musikstudenten aus 14 Ländern, auf ganz hohem Niveau. Die haben innerhalb von zehn Tagen ein Programm zusammengeprobt, mit renommierten Künstlern als Dozenten. Zum Abschluss gab es mehrere Konzerte in der Dorfkirche und die Leute kamen zu Hunderten, aus dem Dorf und aus der Umgebung. Das hat sich so die ersten Jahre durchgezogen und uns ist es gelungen, immer noch eins draufzusetzen. 1997 bekamen wir den Thüringer Kulturpreis und da fühlte sich natürlich das



ganze Dorf geehrt. Später kamen noch andere Kurse dazu, für Pantomime zum Beispiel, oder Improvisation, und von Anfang an war auch die Literatur dabei, zuerst Lesungen, später die Schreibwerkstätten mit verschiedenen Autoren, seit 10 Jahren besonders erfolgreich mit Matthias Göritz, der diesen Sommer Nora Gomringer mit ihren »monster poems« zu einer Lesung mitbringt.

Und wir haben den Ort bald schon geöffnet für andere Gruppen oder Initiativen, die hier gute Arbeitsmöglichkeiten finden. Auch Kooperationsprojekte gab es gelegentlich, z.B. mit der LKJ. Diesen Sommer ist zum Beispiel das Blaumeier-Atelier bei uns zu Gast, ein bekanntes Künstlerprojekt aus Bremen. Was es auch war, von Anfang an: Ein Aufeinandertreffen von Ost und West. Nicht immer einfach, aber gut. Und wichtig.

Gab es öffentliche Förderung für das Projekt? Ja, von Beginn an. Ich bin mit dem Konzept, was wir zusammengestrickt hatten, ins damalige Ministerium für Wissenschaft und Kunst, eine Baracke hinter der Thüringenhalle. Da hat man sich

regelrecht gefreut bei den Zuständigen für Projektförderung, dass ich da auftauchte, mit einem richtigen Projekt, um so was neues auszuprobieren. Die fanden es gut und waren großzügig, es gab eine fünfstellige Summe. Das war im Herbst 1991, Aufbruchstimmung. Wenn man das mit heute vergleicht – verkehrte Welt. Jetzt geht's eher um Bestandssicherung bis hin zu Besitzstandswahrung. Es ist schon wichtig, dass gute Projekte nachhaltig, kontinuierlich gefördert werden. Wir gehören ja auch dazu. Aber neue und wirklich gute Ideen haben es heute richtig schwer, überhaupt an eine Förderung zu kommen.

Der Begriff »Akademie« stellt ja eher einen wissenschaftlichen oder hochkulturellen Zusammenhang her. Gleichzeitig ist die Sommerakademie seit vielen Jahren Mitglied in der LAG Soziokultur. Wie passt das zusammen? Wir stehen mit der Idee natürlich schon in einer Tradition. Die erste Sommerakademie für Bildende Kunst wurde in den 1950er Jahren in Salzburg gegründet. Das war ein Erfolg damals, viele haben es nachgemacht, vor allem in den Städten. Wir genauso,

Thüringische Sommerakademie
Böhlen // Foto: Anna Hack



immerhin als erste in den neuen Bundesländern, und auf dem Dorf. Aber es gibt von Anfang an auch einen ganz konkreten Bezug zur Soziokultur, es war mir damals nur noch nicht klar: Eine verlassene Industriebranche als Arbeits- und Lebensort anderer Art wiederzubeleben. Das ist ja eine zentrale Idee im soziokulturellen Kontext. Und dafür ist neben dem Akademiebetrieb ganz viel Energie und ehrenamtliches Engagement ganz vieler Leute eingeflossen. Einige Mitstreiter der ersten Stunde sind immer noch dabei, ob in Küche oder Büro oder als Künstlerdozent oder Hausmeister. Zu unserem Programm: Wir machen ja nicht nur »Akademisches«, so etwas wie die Internationale Kammermusikwoche, wo das Niveau wirklich Weltklasse ist. Das kriegt in Thüringen übrigens kaum jemand mit, leider. Für diesen Kurs gibt es Bewerbungen von Musikstudenten aus aller Welt – Israel, Russland, Kanada, Japan, China, ganz Europa. Wir wählen die besten aus, und wir vergeben auch Stipendien.

Aber wir haben von Anfang an auch ganz anderes gemacht, ein Kindermalfest, Kino, Theater in der Turnhalle, demnächst eine Bluessession, also verschiedenste öffentliche Veranstaltungen fürs Dorf und die weitere Umgebung, woher die Leute auch kommen. Und genau für diese Leute, solche ohne bildungsbürgerlichen Hintergrund oder Konzerttabo, spielen die Studenten dann in der Dorfkirche. Ich habe kein aufmerksames Publikum irgendwo erlebt, auch und gerade für ungewohnte Klänge! In die Soziokultur sind wir übrigens durch Wolfgang Renner geraten. Er war damals Geschäftsführer der LAG Soziokultur Thüringen und hat mich irgendwann mal angesprochen, ob wir nicht Mitglied werden wollen. Wir sind sicher kein klassisches soziokulturelles Zentrum, das war mir immer klar und ich bin damit auch nie hausieren gegangen. Aber wen interessiert heute noch die reine Lehre der Soziokultur? Mir hat das immer imponiert, diese Vielfalt der Projekte unter dem Dach der LAG, und ich hab mich deshalb auch viele Jahre im Vorstand engagiert.



Christoph Goelitz // Foto: hEft

Mehr noch, du warst über zehn Jahre Vorstandsvorsitzender. Wie haben sich denn – deiner Meinung nach – die Rahmenbedingungen für soziokulturelle Projekte in den letzten 20 Jahren verändert? Etliche erfolgreiche Projekte werden inzwischen quasi institutionell gefördert, auch wenn man das so nicht nennen mag. Viele Projekte wünschen sich sogar eine Art Institutionalisierung und kämpfen darum. Sie wollen mehr Planungssicherheit für längere Zeiträume, brauchen dafür kompetentes Personal, das bezahlt werden muss. Das ist gut nachvollziehbar und die Kulturpolitik kommt dem teilweise entgegen, mit dem Projektmanagerprogramm zum Beispiel, neuerdings auch mit der Förderung von »Infrastruktur« oder dem Versuch mehrjähriger Förderung. Das könnte man als Erfolg oder Verbesserung der Rahmenbedingungen werten, aber derzeit profitieren davon vor allem bestimmte kulturelle Landesverbände und Geschäftsstellen. Und das sind nun ganz sicher keine Projekte. Ich sehe vielmehr eine Verhärtung oder Einengung der Rahmenbedingungen für die eigentlichen soziokulturellen Projekte und deren Akteure, denn gerade dort gibt es zunehmend prekäre Arbeitsverhältnisse, einen unverändert schwierigen Stand in den Kommunen, die sich im Zweifel eher nicht zuständig fühlen. Dazu kommt der Investitionsstau mangels Förderung und ein zunehmender Druck durch behördliche Auflagen und Bürokratisierung. Die Erfahrung aus meiner Mitarbeit in diversen Beiräten früherer Jahre bestätigt sich: Gute Ideen, junge Idealisten und neue soziokulturelle Projekte sind immer wieder da, werden aber seltener gewürdigt und noch seltener gefördert als früher.

Dagegen wird heute bei jeder Gelegenheit das Gespenst des Landesrechnungshofes oder Finanzministers bemüht. Die Zahlen erhalten immer mehr Gewicht, als Indikatoren von sogenannter Evaluation. Man hat den Eindruck, Mut zum Risiko und die Gefahr des Scheiterns sind der Projektförderung mittlerweile zu riskant. Aber genau das gehört doch zu guten Projekten. Ich bleibe trotzdem optimistisch, es freut mich einfach, zu sehen, wie viele junge Leute sich engagieren, Neues ausprobieren und dem gar nicht so viel Bedeutung geben, worüber wir zum Beispiel gerade reden. Mit anderen Worten: Auch eine schwerfällige, ängstliche oder blinde Förderpolitik kann neue und gute Projekte nicht unbedingt verhindern. Aber viel besser wäre natürlich eine offenere, flexible Projektförderung, mit mehr Kommunikation und Vertrauen in uns.

/// Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

Literatur.Feiern.

Alle drei Jahre findet in Hildesheim das größte deutschsprachige Festival für junge Literatur statt – das Prosanova. Angekoppelt an die Zeitschrift »BELLA triste« und den Studiengang »Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus« scheint man hier Zugriff zu haben auf so ziemlich alles, was in der jungen Literaturszene Rang und Namen hat. Ende Mai 2014 war es wieder soweit. Vier Tage lang wurde gelesen, performt und gefeiert. Vier Tage Reizüberflutung. Zwei Seiten Platz für Impressionen. Ein Versuch

Donnerstagabend. Letzte Hände werden angelegt. Der Backstage-Bereich muss abgesperrt werden. Menschen tragen Bohrmaschinen. Der selbstgezimmerter Getränkestand auf dem Hof erfüllt seinen Zweck, nach einer Möglichkeit, ihn äußerlich ansprechend zu gestalten, wird derweil noch gesucht. Wer sich später als »Orga-Lena« herausstellt, läuft freundlich lächelnd durch die Gegend und scheint jedem für seine Anwesenheit danken zu wollen; das wird sich in den nächsten Tagen auch nicht ändern. Schauplatz ist eine ehemalige Hauptschule. Nicht alle Bereiche sind für alle Besucher zugänglich, aber die, die zugänglich sind, werden konsequent bespielt. Erster Blickfang nach dem Eintreten ist ein mit gefalteten Büchern verzierter Flur. Auf dem weiteren Gelände verteilen sich unzählige Sofas; unzählige Papierflieger hängen von der Decke der Mensa herab. Wer zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist, kann ein Hörspiel hören. Es gibt viel zu entdecken und es wird viel geboten, damit keine Langeweile aufkommt.

Einen maßgeblichen Beitrag dazu leisten in den nächsten Tagen auch »LitRadio« und die Festivalzeitung »Der Kreis²«. Letztere erscheint täglich. Die Redakteure arbeiten bis spät in die Nacht, um am Morgen eine frisch gedruckte Ausgabe präsentieren zu können. In die Falle, das Geschehen lediglich affirmativ zu begleiten, tappen sie glücklicherweise nicht. Währenddessen schneidet »LitRadio« alles mit, was sich mitschneiden lässt, und produziert nebenbei noch allerhand eigene Shows und Interviews. Beide Medien liefern ein gut strukturiertes, bereicherndes, reflexives, kritisches und unterhaltsames Begleitprogramm zum Festival.

Im Hauptprogramm hingegen steht das Licht schon deutlicher neben dem Schatten. Viele Veranstaltungen sind nette und »kreative« Formate, sie funktionieren gut, sie bringen Spaß, aber inhaltlich und literarisch machen sie nicht satt. Die »Rottenkinckshow«, als Beispiel genommen, braucht keinen der Texte, die nebenbei auch mal gelesen werden. Ann Cotten platzt fast vor Energie, Monika Rinck lamentiert affektiert vor sich hin und Sabine Scho scheint mit dem selbstgewählten Veranstaltungsformat regelmäßig überfordert zu sein; ein Betonmischer macht Krawall, ein Hefeteig soll hochgehen, zwischendurch bringt ein ahnungsloser Pizzalieferant eine mit Spinat, die erst dem Publikum angeboten und dann großflächig mit Mundspülung behandelt wird, man erfährt, wie die Netze von Spinnen aussehen, wenn letztere unter dem Einfluss verschiedener Drogen stehen, und dass Kaffee diesbezüglich wohl die schlimmsten

Auswirkungen hat. Auf und neben der Bühne herrscht die reinste Anarchie. Ständig passiert was. Es ist amüsant. Es hat kaum Längen. Es unterhält. Es verrät leider nichts darüber, zu welcher Literatur die drei Damen im Stande sind. Es hinterlässt den Eindruck, dass die Literatur so besonders nicht sein kann, wenn rundherum so viel Blendwerk aufgefahren werden muss. Das kann täuschen. Doch der Gegenbeweis wird nicht angetreten.

Ein echter Lichtblick ist Wolfram Lotz, der über somalische Piraten referiert, so dass das Publikum am Ende kaum noch unterscheiden kann, was Literatur und was Realität ist. Auch das Format »Auf Inseln«, bei welchem man sich völlig frei zwischen mehreren Jungliteraten bewegen kann, die in unterschiedlichen Ecken und Winkeln des Hofes gleichzeitig aus ihren Werken lesen, kann definitiv zu den Höhepunkten gezählt werden. Die Veranstaltungen »#brandtlendereich« und »gegenübersetzungen« sollen eigentlich zur gleichen Zeit beginnen. Verschiebungen im Programm machen es aber möglich, dass man sie dann doch nacheinander besuchen kann. Ein Glücksfall. Hier findet eine Auseinandersetzung mit Literatur und mit Sprache statt, wie man sie sich auch ansonsten mehr gewünscht hätte. Die Gruppe »als wir von den bäumen runterkamen« nutzt für ihre lyrischen »gegenübersetzungen« ein uraltes Schreibspiel. Jemand verfasst einen Text und der nächste dichtet ihn nach seiner Fassung neu oder weiter. Fünf Dichter_innen, und jede Vorlage geht einmal reihum. Das müsste so interessant gar nicht sein, hätten die verschiedenen Mitglieder der Gruppe nicht so deutlich unterscheidbare Stile. Jan Brandt, Jo Lendle und Annika Reich (»#brandtlendereich«) hingegen nähern sich der Sprache auf einem ganz anderen Weg. Sie haben ihre Texte online gestellt und sich im Vorfeld gegenseitig die Möglichkeit gegeben, Kommentare einzufügen. Jetzt lesen sie von ihren Laptops, unterbrechen sich immer wieder gegenseitig, kritisieren sich mal mehr, mal weniger konstruktiv oder warten mit ungeahnten und teilweise reichlich absurden Querverweisen auf. Jeder darf austeilen, jeder muss einstecken, jeder kann kontern; ein toller Spaß.

Etwas anstrengend ist nach ein paar Tagen die nahezu ausschließliche Gleichförmigkeit des Publikums sowie der Lesenden. Das alles dominierende Gesprächsthema: Party. Warst du gestern auch noch auf der Party? Wir sind erst um halb sechs nach Hause. Heute Abend will ich aber auf jeden Fall noch auf die Party. Hab ich einen Kater. Ich kann jetzt nicht bei der Lesung bleiben, ich muss mich noch umziehen für die Party [sic]! Wie soll ich denn mit der Stimme lesen [sic]? – Ah. »lesen«. Im Vergleich wird nur

sehr selten darüber gesprochen, wer hier was gelesen hat und wie man das wohl oder nicht oder vielleicht sogar im Gegensatz zu jemand anderem fand. Demgegenüber drückt sich die nahezu ausschließliche Gleichförmigkeit der Lesenden eher dadurch aus, dass zwar die Formate immer wieder frisch und innovativ wirken, aber der Großteil der darin dargebotenen Texte eben leider nicht. Das ach-so-poetische Wort »Patina« ist allgegenwärtig, auch »Sozialdarwinismus« wird eingefügt, wo es nur geht, und spätestens beim Lesen der Texte, die für den Wettbewerb nominiert sind, fällt auf, dass das Setzen von Semikola, so wie es in diesem Bericht bereits ein paar Mal exemplarisch getan wurde, gerade ganz schwer in Mode sein muss.

Überhaupt die Wettbewerbstexte.

Den Jurypreis gewinnt eine Geschichte, von der einer der Juroren nicht müde wird, zu behaupten, er hätte darin den Tonfall eines kürzlich verstorbenen Literaturnobelpreisträgers entdeckt, woraufhin dieser zweifellos von seiner frisch erworbenen Fähigkeit, im Grabe zu rotieren, ausgiebig Gebrauch gemacht haben wird. Abgesehen davon stellt sich bei einer solchen Aussage unweigerlich die Frage nach den Kriterien für junge Literatur in Deutschland. Soll das der Ton, der Stil sein, den man heute erwartet – Eigenständigkeit kann man woanders prämiieren, aber das hier klingt nach Márquez! – ist das der Anspruch?

Ansonsten gibt es im Wettbewerb einen unfertig wirkenden Text, der erst vom Autor fertig gelesen wird. Einen Text mit guten Ansätzen, der vom Autor zerlesen wird. Einen mäßig strukturierten Text über Sex mit Affen. Und einen Text, der in seinem Plot und seinen sozialkritischen Ansätzen kaum über das Niveau eines seichten »Tatorts« hinauskommt. Schließlich noch der schon angesprochene Jurypreisgewinnertext, der irgendwas entlarven soll, aber eigentlich nur darin glänzt, in langwierigen Situations- und Detailbeschreibungen oberflächlich zu bleiben und bis zum Schluss nicht in Gang zu kommen. Und der letzte Text. Die sechste Nominierung und eine Art trostpendende Insel. Eine intelligente Geschichte über einen Kriegsschauplatz, bei dem nichts so ist, wie es zu sein scheint. Ein Labyrinth aus raffiniert gelegten Spuren, das Fragen stellt und Fragen offen lässt. Nach einer demokratischen Wahl erhält Isabelle Lehn für »Aladdin, COB« den Publikumspreis. Beruhigenderweise scheinen hier also doch nicht alle nur gefeiert, getanzt und gesoffen zu haben.

Bei aller Kritik – das war ein famoses Wochenende. An manchen Stellen hätte eventuell etwas mehr Literatur gut getan, an anderen etwas weniger Festival, aber sonst ... gut gemacht, Prosanova. /// John Weide



Foto: CC-NC-BY-ND Veronika Knaus, Marco Müller, Johanna Baschke

Keine Experimente!

Förderabo jetzt abschließen.

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.

Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V.
IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000
BIC: DEUTDEBERF

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

Sprache und Macht

Vor gar nicht langer Zeit auf der Tagung »Wenn Rassismus aus Worten spricht« wurde während eines Vortrags ein Zettel mit Begriffen verteilt, die aus der rassistischen Geschichte heraus nach wie vor präsent sind. Die Worte waren durchnummeriert und wenn sich der*die Referent*in darauf bezog, wurde die Nummer benannt und nicht das Wort. Auf dem Zettel waren drei Spalten: eine Nummer, der Begriff, der auch durchgestrichen war und die Erklärung zum Wort. Durch Falten des Papiers war es möglich, Nummer und Erklärung zu sehen, aber nicht das Wort. Der*die Referent*in meinte, dass dadurch eine Freiwilligkeit gegeben sei, sich mit den Begriffen zu konfrontieren, während das ausgesprochene Wort nicht zurückgenommen werden kann. Im Raum saßen Lehrer*innen, Sozialarbeiter*innen, die sichtlich irritiert waren. Einer meldete sich und fragte »Darf ich jetzt alle diese Begriffe nicht mehr nutzen?«

Diese Reaktion gehört wohl zu den klassischen und zeigt, dass eine Abwehrhaltung entsteht, sobald sie ein Redeverbot wahrnehmen, auch wenn kein solches ausgesprochen wurde. Vielleicht, weil wir es als Kinder gehasst haben, entmündigt zu werden, indem uns Erwachsene mit einem »Psst« darauf hinwiesen, dass bestimmte Worte nicht erlaubt sind. Meist wurde ein solches Verbot ausgesprochen ohne dass uns die Erwachsenen, die wohl über richtig und falsch Bescheid wussten, Erklärungen dazu gegeben hätten außer ein, »Das sagt man nicht!« Gerade deshalb hat es uns viel zu viel Spaß gemacht, genau diese Worte weiter zu sagen und das laut und öffentlich. Vielleicht um zu zeigen, dass wir eine Stimme haben, vielleicht, weil Provokation Aufmerksamkeit auf sich zieht, vielleicht auch, weil wir bei moralischen Zurechtweisungen gar nicht anders können, als uns zu verweigern, denn wenn wir zugeben, dass wir falsch sprechen, wären wir schlechte Menschen. Eine andere Möglichkeit ist, dass wir das Recht auf Meinungsäußerung als unendlich wichtig erachten und keine Instanz oder Person das Recht hat, uns dieses zu nehmen. Die Meinungsfreiheit, die die Privilegierten für sich einfordern und verteidigen, ohne die Stimme, also die Meinung derer, die ganz klar durch diese Worte an eine niedrige Stelle positioniert, also als ungleichwertig, positioniert werden, als gleich bedeutsam anzuerkennen.

Sprache und Begriffe zeigen auf, welche Deutungen von Wahrgenommenem sich durchgesetzt haben. Durch allgemeine Nutzung von Begriffen wird eine Macht deutlich, die, wie wir aus

der Geschichte wissen, selten im Konsens ausgehandelt wurde. Vielmehr konnten diejenigen ihre Interessen durchsetzen, die Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung nahmen und deren Position sich widerspiegelt. Damit widerspiegeln Begriffe Herrschaft und Deutungshoheit. Hinter Worten steckt eine Geschichte und ein System an Verwobenheiten von Beziehungen zwischen Menschen und Gruppen untereinander. Durch sprachliche Zuschreibungen positionieren sich Menschen und werden positioniert. Deprevilgierte hatten und haben selten die Möglichkeit, dass ihre Worte und ihre Selbstbezeichnungen sich durchsetzen, sondern oft ist die Sprache der Unterdrückenden auch heute noch wirkmächtig. Diese Begriffe sind jedoch oft mit uns aufgewachsen, sie sind in uns eingeschrieben. Sie sind ein Erbe, welches wir alle tragen, nicht nur in die Mächtigen, sondern auch die ungleich Gemachten. Es scheint jedoch, dass es wichtiger ist, sich dieses Erbe zu bewahren und dass Historizität schwerer wiegt, um Identität zu konstruieren, als sich nach kritischer Betrachtung, bestimmter Begriffe zu entledigen. Generell berufen sich die Deutschen immer wieder gern auf ihre Dichter und Denker, Goethe, Schiller und wie sie alle heißen. Die Kinderbuchdebatte zeigt das deutlich. Dort wird auf Unveränderbarkeit der Bücher beharrt, weil sie Zeugnisse ihrer Zeit sind und zudem von Leuten geschrieben wurden, die heute als gute Deutsche den Stolz auf die Leitkultur legitimieren. Es ist jedoch ein Unterschied, ob historische Werke in ihre Geschichte eingebettet und mit dem Wissen weitergegeben werden, dass sie Zeugnisse einer Kolonialgeschichte sind oder, ob ich Kinder mit Begriffen aufwachsen lasse, ohne die Geschichte begreiflich zu machen.

Welche Worte ich wann wähle, ist eine bewusste Entscheidung, je nach Situation und den Menschen, mit denen ich Gedankenwelten teilen möchte. Das Ziel und der Wirkungswunsch entscheiden darüber, ob ich verstanden werden, provozieren oder belehren möchte, ob ich bewusst Gruppen ausschließe, die nichts verstehen oder ich sie in den Prozess des Verstehens einbeziehe.

Sprache schafft also Unterschiede und fügt Menschen zu Gruppen zusammen. Um Machtstrukturen zu entwirren, müssen auch Begriffe hinterfragt und verändert werden. Ein Beispiel, welches aufzeigt, wie Sprache verschleiert, ist der Begriff Sklave. Wenn von Sklaven gesprochen wird, so impliziert dies, dass sie eben so seien und nicht zu solchen gemacht wurden – es geht um Versklavte.



Auch wenn Rassismus wie auch Heterosexismus, Klassismus und noch viele weitere in die ganze Gesellschaft eingeschrieben sind, so gibt es Menschen, die die Gleichheit aller anerkennen und keine bewussten Ressentiments gegen (beliebige Gruppe einfügen) pflegen. Es sind jene, die in ihren Bezeichnungen und Perspektiven auf die Welt Worte finden, die Diskurse anerkennen und nach neuen Begriffen suchen. Im Moment erscheint die »Herrschaftssprache« als geteilte und als einzige, mit der Verständigung einfach und nicht umständlich möglich ist, weil sie als Sprache gilt, die ja alle nutzen. Doch der Weg zu Begriffen, die sagen, was sie meinen; die aufdecken, was tatsächlich um uns herum passiert und dabei nicht Heterosexismus, Rassismus, Klassismus ... reproduzieren, ist herausfordernd, aber möglich.

Doch ich bin mir unsicher, ob es sinnvoll ist, Begriffe nicht zu benennen, die diskriminieren; sie in Spalten, die ich wegklappen kann, zu verstecken. Es braucht Sprache, um Wörter zu hinterfragen und zu diskutieren. Auch wenn ich sie damit reproduziere. Sicher gibt es auch Gruppen und Kreise, in denen Begriffe besprochen und emanzipatorische Sprachgewohnheiten selbstverständlich scheinen und in denen diskriminierende Begriffe bereits aus lauten verbalen Äußerungen verschwunden sind. Diese Sprache ist jedoch auch gruppengebunden und schließt alle aus, die nicht dazu gehören. Ich finde die Möglichkeit von N-Wort zu sprechen, statt den Begriff als Ganzes zu nutzen, verständlich. Die Nutzung nimmt die Betroffenen ernst, doch verliert all jene Menschen, die noch keine Beschäftigung mit rassistischen Sprachgewohnheiten und Postkolonialismus hatten.

Doch führt uns nicht diese ganze Sprachsensibilität dahin, erstmal wirklich ohnmächtig zu sein? Ich habe auch kein Interesse daran, mich mit political correctness abstrafen zu lassen. Was ich möchte, ist eine klare und präzise Sprache und auf keinen Fall Brauchtumpflege gestalten. Sprache soll uns ermächtigen, mit anderen in Kontakt zu kommen und uns auszutauschen. Ich möchte mich auch nicht zurückziehen und mich ausschließlich mit der Lupe auf die Suche nach den Ursprüngen aller Begriffe machen. Doch wenn wir auf Begriffe stoßen, die nicht tragbar sind, so fordere ich uns alle auf, alte Begriffe abzulegen und nach neuen zu suchen, die eine Gesellschaft ermöglichen, in der alle in einer ähnlichen oder gleichen Sprecher*innenposition sind.

Doch ohne die Verhältnisse zu ändern – ohne gegen Rassismus, Heterosexismus, Antisemitismus, Nationalismus, Klassismus und Kapitalismus als gesellschaftliche Normalitäten zu

kämpfen, bleibt die Etablierung neuer Begriffe euphemistisch. Die Euphemismus-Tretmühle beschreibt das Phänomen, dass alle neu geschaffenen Begriffe die Konnotation und Bedeutung des abzulösenden Begriffs aufnehmen, wenn sich die Verhältnisse nicht ändern. Erst die Veränderung der sozialen Wirklichkeit ist emanzipatorisch. Sprache kann also nichts überwinden, doch kann sie helfen, andere Sichtweisen zu etablieren, die langsam durchsickern. Wenn ich nicht bewusst diskriminieren möchte und einen respektvollen Umgang mit den Forderungen der Betroffenen habe, dann kann ich mit meinem individuellen Sprachgebrauch sehr wohl etwas verändern. Sprache entmachtet nicht nur, sie kann auch empoweren. Wenn sich Queers und Schwule Fremdbezeichnungen zu eigen machen und kraftvoll nach außen treten, dann ist das ein Zeichen dafür.

Doch allein das Aufdecken von machtvoller und entmächtigender Sprache ändert Gesellschaft noch nicht. Es braucht auch nichts schön geredet werden. Doch wenn ich mich mit Rassismus bewusst auseinandersetze, Betroffenheitsperspektiven anerkenne und mich für die Abschaffung der rassistischen Gesetzgebung einsetze, Geflüchtete in ihren Kämpfen unterstütze, dann bleibt es nicht umhin, auch die Sprache zu ändern. Doch wenn bewusste Rassist*innen das N-Wort weglassen, weil sie dafür jetzt von Schwarzen oder von People of Colour sprechen, ohne dass sich die Kategorisierung und Hierarchisierung verändert, dann verschleiert Sprache, was in Euphemismen endet. Nichtsdestotrotz bleibt der Kampf für eine emanzipatorische Gesellschaft alternativlos.

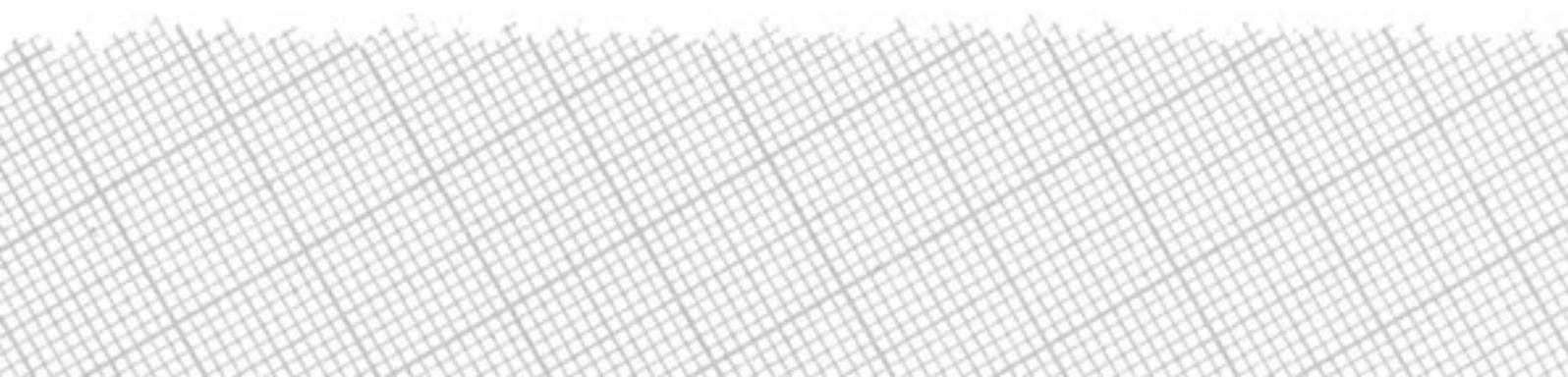
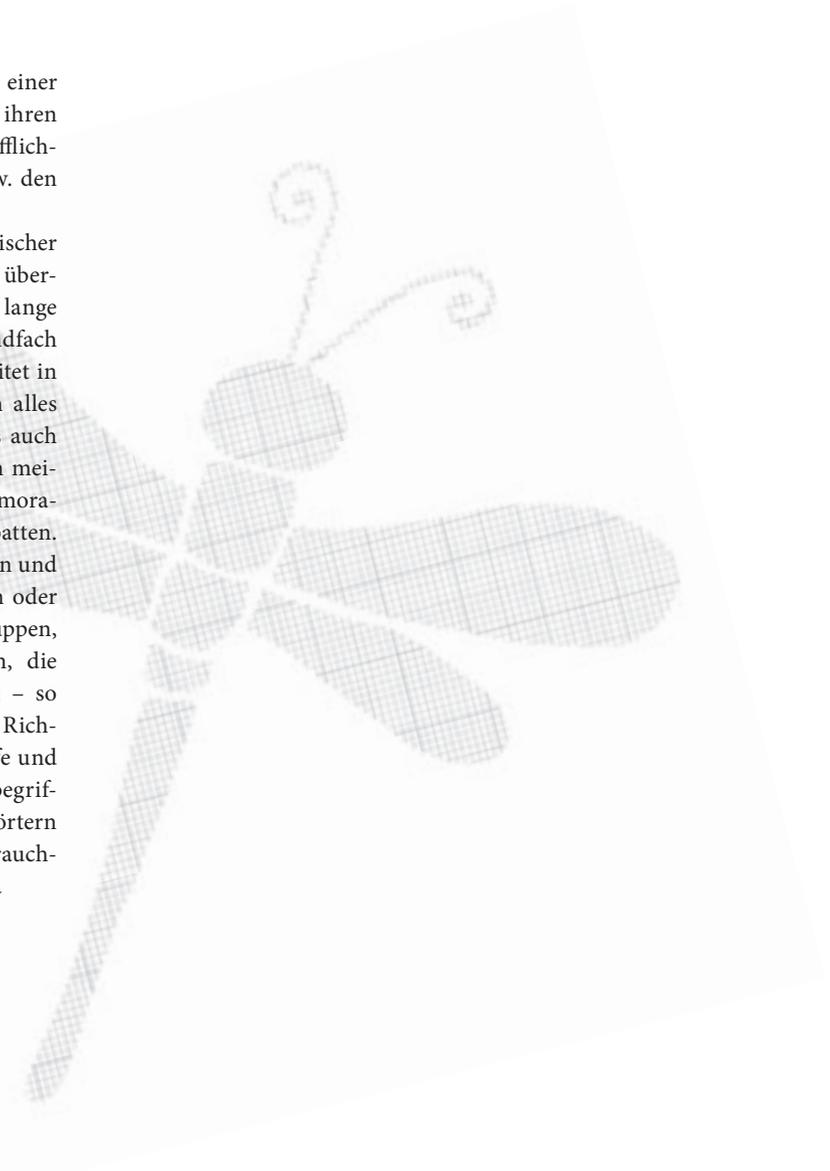
Ich denke nicht, dass Tabuisierungen und Verbote ein Weg zu Emanzipation sind. Sie sind auch kein Weg hin zu Gleichberechtigung. Dennoch ist die Auseinandersetzung und das bewusste Entscheiden für Begriffe wichtig. Verboten und Moralisieren führen zu sozialer Erwünschtheit und somit zu Verzerrung jeglicher Realität. Dann sage ich die Worte in nicht-reglementierten Kreisen nur um so lauter mit dem Hinweis: »Ich weiß, dass man das nicht sagen darf, ABER ...«.

Ich denke, dass es keinen Sinn ergibt, Menschen Begriffe aufzudrücken, die abwertende und entmenschlichende Einstellungen hinter netten Begriffen schmücken. Doch für Menschen, die sich als emanzipatorisch verstehen, ist es notwendig, auch die machtvolle und unterdrückende Sprache abzulegen, um Betroffenen Anerkennung zu zeigen. Da ist es unabdingbar, das Privileg der Täter*innensprache abzulegen und sich verdammt nochmal an ein paar neue Begriffe zu gewöhnen. Doch bevor Begriffe in den Alltagsgebrauch wandern, ist deren Bedeutung

noch nicht hergestellt – die »Dönermorde« hätten mit einer gewissen Hirnleistung von Journalist*innen (ja, wenn sie ihren Rassismus mal hinterfragt hätten) eine ganz andere Begrifflichkeit und damit andere Sichtweise auf die Mordopfer bzw. den Fokus auf die Täter*innen gerichtet.

Das Thema Umgang mit Sprache aus emanzipatorischer Sicht beschäftigt mich schon eine Weile. Doch bevor ich überhaupt zur Sprache kam, wie in diesem Artikel, hat es lange gedauert, weil ich weiß, dass dieses Thema bereits tausendfach beschrieben, analysiert und in normative Appelle abgeleitet in Handlungsleitfäden präsentiert ist. Dieser Text ist auch alles andere als nur analytisch oder theoretisch, andererseits auch nicht nur erfahrungsorientiert. Er zeigt vielmehr, was in meinem Kopf passiert. Was ich formuliere, soll keine neue moralisierende Schrift werden. Sie kann Anstoß sein für Debatten. Ich freue mich über Reibung! Dieser Text endet mit Fragen und Widersprüchen. Will ich, dass alle gleiche Worte nutzen oder lässt sich nicht verhindern, dass sich innerhalb von Gruppen, Kreisen oder Milieus eigene Sprachmuster entwickeln, die zur inneren Verständigung und Abgrenzung beitragen – so entwickelt sich Sprache immer weiter. Doch in welche Richtung? Es bleiben auch weitere Widersprüche. Fachbegriffe und Akademiker*innensprech vs. Geheimhaltung von Fachbegriffen und Babysprache. Das Erfinden von deutschen Wörtern für sogenannte Fremdwörter kann auch eine Form der Brauchtumspflege sein, auf die ich keine Lust habe. /// **Lulu Roña**

Dieser Artikel erschien erstmals in der Lirabelle No. 4.
<http://lirabelle.blogspot.eu>





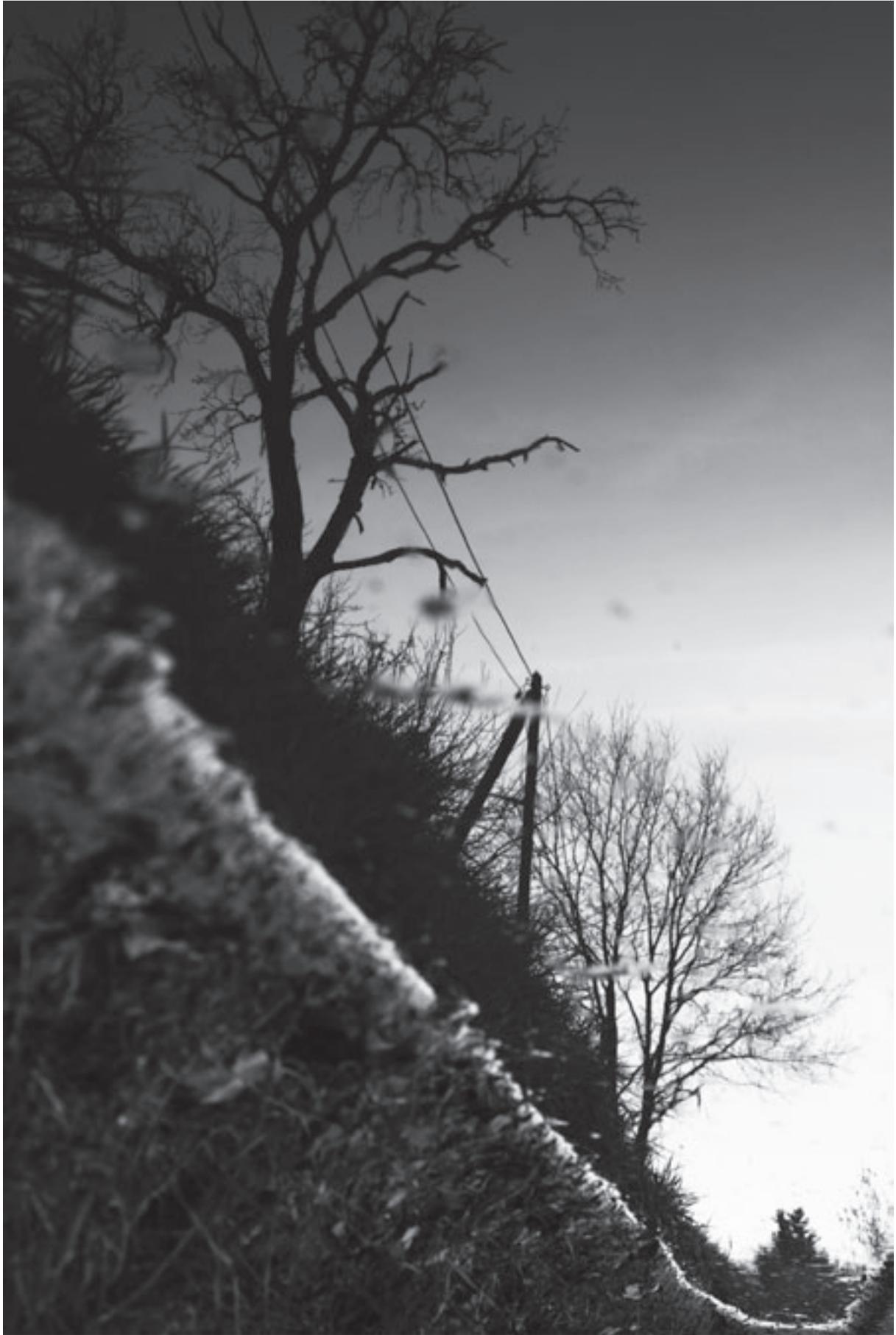
Nahwinden Mar/2013



Erfurt, May/2014



Erfurt, Sep/2013



Marksuhl, Mar/2014



Weimar, Aug/2013



Erfurt, May/2014

Blühende Landschaften

Die Prosa-Miniaturen auf den folgenden Seiten stammen von Katharina Bendixen. Sie ist zur Zeit Stadtschreiberin in Erfurt. Geboren 1981, studierte Katharina Bendixen Buchwissenschaft und Hispanistik in Leipzig und Alicante und lebt als freie Autorin in Leipzig. Sie übersetzt Jugendbücher aus dem Englischen und arbeitet als Prosa-Redakteurin der Literaturzeitschrift »poet«. 2009 erschien ihr Debüt »Der Whisky aschenbaum« (poetenladen), 2012 folgte der zweite Band mit Erzählungen »Gern, wenn du willst« (poetenladen). Sie erhielt diverse Auszeichnungen und Stipendien, zuletzt an der Akademie Schloss Solitude (2012/13) und vom József Attila Kör Budapest (2014).

Urlaub

Im Dunkel der Nacht erreichten wir das Dorf, in dem wir seit Jahren unsere Sommer verbrachten. Erst bei Sonnenaufgang stellte sich heraus, dass wir uns diesmal verfahren haben mussten. Was wir für das Meer gehalten hatten, war eine dreckige Pfütze. Hier kreuzten Lastwagen und keine Schiffe. »Wir müssen weiter«, sagte meine Mutter, und meine Schwester stimmte zu: »Ich will ans Meer.« – »Humbug«, sagte mein Vater, »wir sind am Meer.« Er sprang in eine Pfütze und brach sich den Arm. Im Krankenwagen fuhren wir ins Kreiskrankenhaus. Während meine Mutter und meine Schwester sich einen Kakao holten, vertraute mein Vater mir an, dass er in der Nacht die Möwen gehört habe. »Ich weiß, wir sind richtig«, sagte er, »wir dürfen uns in nichts hineinsteigern, bloß weil das Dorf sich ein wenig verändert hat.«

Waschen

Jeden Samstagvormittag trafen wir uns an der Schule. Wir fanden uns in Zweierreihen zusammen und gingen zum Krankenzimmer. Dort warteten wir, ich stand meistens neben René, der mehr Angst hatte als alle anderen. Einer nach dem anderen wurden wir hineingerufen, und dann wurden einem nach dem anderen die schlechten Gedanken vom Körper gewaschen. Es gab Schwämme und kratzige Lappen, es gab Kämmen mit feinen Zinken und solche mit groben. Wir wussten, je weiter hinten wir standen, desto energischer wurde geschrubbt, manchmal, bis wir zu bluten begannen. Doch wie schmutzig wir auch gewesen waren, jeden Samstagmittag saßen wir pünktlich um eins am Mittagstisch, mit einem Lächeln. Immer taten meine Eltern so, als sähen sie die Spuren nicht, die René's Fingernägel in meinem Handrücken hinterlassen hatten.

Hinterland

Das Dorf war kleiner, als im Reiseführer beschrieben, die meisten Häuser wirkten unbewohnt. Es gab keinen Bahnhof, nicht einmal eine Haltestelle. Der Bus hielt einfach am Straßenrand, außer uns stieg nur ein anderes Pärchen aus. Es klingelte am ersten Haus, verhandelte ein paar Augenblicke mit der Vermieterin, verschwand im Innern. Wortlos schulterten wir unsere Rucksäcke und nahmen die Wasserflaschen in die Hand. Meine war leer, die meines Freundes noch zur Hälfte gefüllt.

Wir klingelten am nächsten Haus, einem Holzbau mit einem Dach aus Schilf. Die alte Dame, die uns öffnete, zuckte bedauernd die Schultern und sagte in einem altmodischen Deutsch: »Zu spät.« Auch im dritten und vierten Haus war nichts frei. »Zu spät«, hörten wir ein ums andere Mal, »zu spät.« Beim nächsten Haus öffnete niemand, beim übernächsten bot mein Freund mehr als üblich, beim folgenden, ohne es mit mir abgesprochen zu haben, eine irrsinnige Summe. Überall hieß es: »Zu spät.«

Unter einem Baum legten wir eine Pause ein. »Ich suche weiter«, sagte mein Freund, »du bleibst mit den Rucksäcken hier.« So gut es ging, machte ich es mir im Schatten gemütlich. Nach einer Weile trank ich, ohne nachzudenken, seine Wasserflasche leer. Erst nach ein paar Stunden begann ich zu zweifeln, und als die Sonne unterging, wusste ich nicht mehr, ob ich träumte oder wirklich wieder allein war.

Nachts

Vor kurzem haben wir einen Nachbarschaftsverband gegründet. Wir achten darauf, dass Passanten ihren Müll nicht in unsere Tonnen werfen. Wenn ein Kind seinen Ball auf der Straße liegenlässt, bringen wir ihn vor Einbruch der Dunkelheit zurück. Und immer einer bleibt die ganze Nacht wach und achtet darauf, dass jeder heil in sein Haus kommt.

Mein Mann ist stolz auf unseren Verband. Wenn wir übers Wochenende verreisen, fühlt er sich sicher, auch um die Töchter sorgt er sich weniger. Mir dagegen will das ganze nicht gefallen. Früher öffnete ich das Fenster, nachts, wenn mein Mann und die Mädchen schliefen, und flog eine Runde über unser Viertel. Jetzt wage ich nicht einmal mehr, am Fenster zu sitzen, weil ich fürchte, dass jemand mein Nachtgesicht sieht.

Ein Kilometer in vier Minuten

Wer eine andere Welt betreten will, geht die Treppen zur S-Bahn-Station am Brandt-Platz hinunter. Er wartet, bis die Linie Eins im Tunnel verschwunden ist, dann springt er auf die Gleise und läuft hinterher. Nach einem Kilometer erreicht er das Abstellgleis. Dort machen Akkordeonspieler Musik, und glückliche Pärchen tanzen Tango dazu. Es gibt Luftschlangen und Girlanden und Tische mit weißen Tüchern, darauf Schokoladenspringbrunnen, wie im Katalog. Ein Spanferkel schaut sich das Spektakel an, für die Vegetarier gibt es Zucchini, Aubergine und Möhren. In einem Seitenraum laufen französischen Filme, in einem anderen Zimmer liegen Bücher bereit, im dritten warten Leute, die Witze erzählen, und Leute, die trösten können, je nach Wunsch. Nur schnell muss sein, wer diese Welt betreten will, denn wer den Weg bis zum Abstellgleis nicht in vier Minuten schafft, wird von der nächsten S-Bahn erfasst.

Der Wächter

Seit Jahren lebt er im Turm an der Grenze. Vormittags gießt er seine Kletterpflanzen, mittags kocht er sich ein einfaches Pilzgericht. Nach dem Essen muss er aufpassen, dass er nicht wegnickt. Um wachzubleiben, erklärt er dem Wald, was es seiner Meinung nach mit der Welt auf sich hat: Nur hier, an der Grenze, gibt es Linien. Ansonsten besteht alles aus Kreisen, die sich früher oder später schließen. Von Zeit zu Zeit muss der Wächter alle Fenster, auch die ganz oben, von den Ranken der Kletterpflanzen befreien. Das macht er nicht gern. Bevor er auf die Leiter steigt, prüft er mehrmals, ob sie wirklich sicher steht.

Nur selten sieht der Wächter Menschen, und er hält sie niemals auf. Zum Beispiel die Familie, die auf der Suche nach Pilzen die Grenze nur versehentlich überquert hat. Der Vater, rothaarig, hochgewachsen, erkundigt sich: »Wie kommen wir zurück?« Die Mutter streckt ihm einen Pilz entgegen und fragt: »Kann man den essen?« Der Junge, ein sommersprossiger Fratz, will wissen: »Was machst du in dem alten Haus?« Obwohl der Wächter gern ein paar Worte wechseln würde, und obwohl er beide Sprachen – die diesseits und die jenseits der Grenze – beherrscht, gibt er auch diesmal wieder vor, nichts zu verstehen. Er geht zurück in sein Haus und wartet, bis die Familie im Wald verschwunden ist.

Schlafen

Als ich aufwache, surrt eine Fliege zwischen meinen Fingern. Sie scheint dort zu schweben und kommt doch nicht voran. Erst nach einer Weile sehe ich: Die Fliege ist in einem Netz gefangen, das eine Spinne in meiner Hand gebaut haben muss, während ich schlief. Vor dem weißen Laken sind die feinen Fäden fast nicht zu sehen. Ich bleibe auf der Seite liegen und halte still, bewege nur die Augen. Die Spinne sehe ich nirgendwo, dafür entdecke ich die Nadeln meiner Zimmerfichte, die sich vor meinem Bauch häufen, und die Ameisenstraße, die sich von dort in meine Küche zieht. Und in meiner Kniekehle kribbelt Moos: Eine Amsel hat dort ihr Nest gebaut.

Ich wundere mich nicht. In den letzten Wochen war ich immer seltener wach. Vielleicht sind mehrere Monate vergangen, seit ich eingeschlafen bin. Ich beobachte, wie die Ameisen Brotkrumen durch meine Wohnung tragen, wie die Spinne mit schnellen Beinen in ihr Netz zurückkehrt. Nach einer Weile kommt auch die Amsel durch das offene Fenster hereingeflogen. Sanft spüre ich ihren Flügelschlag in meiner Kniekehle, als sie auf den hellgrünen Eiern landet. Ich schließe die Augen und falle in den nächsten Traum.

am bahndamm

Von Manfred Klinkebiel

unter dunkler schwelle
zwischen diesem hier
und jenem dort
spürt der wartende
ein leises erschüttern
von ferne her:
du musst anders leben

schranke und übergang
vertrautes läuten
klingt durch die gleise
sanftes beben
kündet dem horchenden
immer das eine:
du musst anders leben

trotzig grüne gräser
im grauen schotter
mutig bunte blumen
zwischen braunem geröll
flüstern dem suchenden:
du musst anders leben

Sonntagvormittag verkatert im Bett

Von Johannes Witek

Als der durchschnittliche österreichische Arbeitnehmer
packe ich durchschnittlich vierzig Stunden Lebenszeit
in eine durchschnittliche Arbeitswoche,
ramme mir aus Gründen der Psychohygiene
am Wochenende diverse Biere in die Marille
und dazu womöglich auch den einen oder anderen Tequila,
rauche Selbstgedrehte und was sonst da ist,
übergebe mich währenddessen oder danach angelegentlich
und liege dann an Sonntagvormittagen verkatert im Bett,
wobei ich eher ablehnend durch meine gemieteten Fensterscheiben
auf den Sonntag starre
und dazu monströse Werke der Weltliteratur rezipiere.

Denn das als Tipp für euch, meine intimen Freunde:
Große Werke der Literatur lassen sich am besten
auf diese Art rezipieren: verkatert an Sonntagvormittagen im Bett.
Bisschen Kaffee, schwarz, den man versucht, nicht auf die Matratze zu kippen,
dazu der revoltierende Magen,
der schwimmende Schädel,
der blaustählerne Post-Ekstase-Blues,
vage Erinnerungen an die letzte Nacht und
was für einen peinlichen Arsch man aus sich gemacht hat:
Man hat so einen völlig anderen Resonanzboden
als nüchtern in der Stadtbücherei um vier Uhr Nachmittag.

Gibt wenig bessere Voraussetzungen für den »Zauberberg« oder »Tauben im Gras«
oder Hermann Lenz.

Auf die Art habe ich zum Beispiel »Who's Afraid of Virginia Woolf« entdeckt
und mir fast in die Hose gemacht dabei.

Auch große Teile des Gesamtwerkes von John Steinbeck habe ich
solchermaßen rezipiert und einen sehr interessanten kleinen
Roman von Georges Perec mit dem schönen Titel: »Die Dinge«.

Also meine Empfehlung: Erst saufen, dann lesen.
Jedenfalls eine sinnvollere Sonntagsbeschäftigung
als Staubsaugen oder mit der Gattin spazieren zu gehen
und dabei die Nachbarschaftsgärten zu überwachen.

Meine jahrelangen empirischen Erhebungen zu diesem Thema haben
außerdem ergeben, dass, wenn man NICHT zuhause aufwacht,
(kann ja vorkommen)
verkatert an einem Sonntagmorgen,
die Art und Beschaffenheit der Tapete in dem Raum,
in dem man zu sich kommt,
eine entscheidende Rolle für den weiteren Verlauf des
Tages spielt.

Es empfehlen sich warme, eher dunkel gehaltene Farben
mit beruhigender Wirkung.
Sehr schlecht sind helle und kalte Farben,
noch schlechter gar kreischend bunte Comicfiguren an den Wänden,
die einem vor den Augen zu tanzen beginnen
und am schlimmsten,
der Super-GAU quasi,
sind Verpflichtungen mit irgendwelchen Familienmitgliedern
(eigenen oder fremden)
sich zum Mittagessen einzufinden,
komme, was wolle.

Halbtot und eh nur zu einem Viertel anwesend
durch Bratensoße in Porzellanteller mit springenden Hirschen zu starren
und dabei Auskünfte über das Privat- und Berufsleben zu erteilen,
während man den Kotzreiz unterdrückt,
ist eine Erfahrung, die wirklich nicht
zu häufig sein muss,
vertraut mir.

Ja, genau.

Abgesehen davon gehe ich wählen, lese die Zeitung,
sehe manchmal auf dem rechten Auge verschwommen,
onaniere in Badezimmern, führe Telefongespräche,
gehe in Supermärkte einkaufen,
werde immer fetter und witziger,
versuche mit schwankendem Erfolg so was wie ein
Liebesleben auf die Reihe zu bekommen
und warte auf meine nächste Gehaltsvorrückung.

Die Unschuld des Narren ist
wie elf Schwäne im Sonnenuntergang
und die Orchidee unsterblich.

Danke
für die Aufmerksamkeit.

Der Junge mit den dicken schwarzen Locken

Von Till Bender

Die Frauen trugen Schürzen und Hauben. Sie bewegten sich mit einer so gelassenen, harmonischen Zwangsläufigkeit zwischen den Beeten auf und ab, als seien sie selber organischer Bestandteil der ausgedehnten Gartenfelder, die das ganze weite Tal bedeckten. Die Hauben verhinderten, dass ihnen ihre langen, seidig-glatten Haare ins Gesicht fielen; in ihren Schürzen steckten feine Messer und Scheren und eingedrehte Wickel von Nesselfaserschnüren und Bast.

Der Junge mit den dicken schwarzen Locken saß auf einer Bank beim Süd-Brunnen. Seine Schürze hatte er an ein Gestell gehängt, in dem allerhand Gartengeräte bereitstanden. Er biss in einen Apfel und schaute auf die blühende Landschaft.

Es war grauenvoll! Und wenn er es übermorgen wieder nicht schaffte, würde er ein weiteres Jahr an dieses Leben gefesselt sein. Noch ein Jahr Harken, Jäten, Stauden aufbinden und eine Klinge nur benutzen, um Reiser zu schneiden. Noch ein Jahr lang keine Jagd, keine Wachgänge. Nichts von all dem, was ein Mann zu tun hatte. Aber er hatte es im letzten Jahr einfach nicht über sich gebracht. Er war entschlossen gewesen. Er hatte sich sogar darauf gefreut. Aber seine Beine hatten ihm nicht gehorcht. Nichts zu machen.

Der Apfel war süß. Die Kinder liebten diese Sorte. Missmutig schleuderte er ihn in ein nahes Brombeergebüsch.

Dann stand er auf, ging zu dem Busch hinüber, stieß den Arm tief zwischen die dornigen Ranken hinein, holte den Apfel hervor und warf ihn in einen der Weidenkörbe, die hier überall herumstanden zum Sammeln von Grünschnitt und anderen Gartenabfällen für die Tiere.

Sein Arm war schlimm zerkratzt. An ein paar Stellen quollen Blutstropfen hervor.

Ihm machte das nichts aus.

Er war ja kein Kind mehr.

Das durfte alles nicht wahr sein: Es war doch nur ein einziger blöder Schritt ...

Er wusste, dass oben schon alles aufgebaut war.

Er musste es sich ansehen. Jetzt. Und dann würde er seine Beine zwingen, sich daran zu erinnern, dass nichts dabei war. Sein Pensum für den Tag würde er leicht auch noch schaffen, wenn er jetzt für eine Stunde ging. Er war schnell. Und ausdauernd. Und stark.

Das durfte alles einfach nicht wahr sein.

Er war gerade um eine Malvenhecke gebogen, als drei Mädchen beim Brunnen ankamen. Sie hatten den Jungen mit den dicken schwarzen Locken von ferne gesehen und gehofft, sich ein bisschen zu ihm setzen und zusammen plaudern zu können. Sie mochten den Jungen. Alle mochte ihn, und niemand hätte ihn je spüren lassen, dass er bei den Frauen im Garten irgendwie Fehl am Platze gewesen wäre. Aber die drei Mädchen mochten ihn besonders, nutzten jede Gelegenheit, sich zu ihm zu gesellen, und waren nun enttäuscht, als sie ihn nirgendwo sahen.

Eine ging wieder zurück an ihre Arbeit.

Die zweite blieb beim Brunnen sitzen – vielleicht würde er ja schnell zurückkommen, da hing schließlich seine Schürze. Ach, es gab so wenige Gelegenheiten. Die Tage waren voll von Arbeit, und in den Pausen saß man meist in großer Runde beisammen und scherzte über Belangloses. Wenn sie nur mehr Zeit hätten, einander kennenzulernen ...

Die dritte überlegte, dass man ihn eigentlich irgendwo sehen müsste, wenn er hier in der Nähe wäre, es sei denn, er hätte die Gärten gerade auf dem Weg hinter der Malvenhecke verlassen. Sie schlenderte unauffällig wie gedankenverloren zur Hecke, sah ein Stück voraus den Jungen kräftig ausschreiten und folgte ihm leise.

Der schmale Pfad hier herauf bis zur Abbruchkante über der Schlucht war steil, aber er war überhaupt nicht außer Atem, und sein Herz schlug schon wieder ganz normal, kaum dass er das Gerüst erreicht hatte.

Er stieg auf die Plattform, die zu drei Vierteln auf dem Felsen ruhte und mit einem Viertel über den Abgrund ragte. Langsam, Schritt für Schritt, ging er auf den Rand zu. Als er noch eine Körperlänge von ihm entfernt war, ließ er sich auf die Knie nieder und legte sich dann ganz sacht flach auf den Bauch.

Er wollte seine Beine nicht erschrecken.

Er sah auf feste Bretter. Ein paar Zentimeter schob er sich vor. Immer noch Bretter. Noch ein paar Zentimeter. Noch immer Bretter, aber sein Scheitel hing schon über dem Nichts. Noch ein Stück. Jetzt sah er keine Bretter mehr, sondern Büsche. Weit unter sich. Wenn er einen Stein fallen ließe, fiel er senkrecht an die hundert Meter in die Tiefe. Aber wenn hier ein Junge mit einem Schritt über den Rand der Plattform das Kind, das er war, in den Schlund stürzte, fiel er fünf Meter unter der Plattform in ein Netz aus elastischen Seilen, griff nach der Sprossenleiter, kletterte hinauf und würde oben von der Gemeinschaft fröhlich willkommen geheißen – als Mann.

Wer nicht nach vorne oder den Seiten sprang, sondern sich einfach fallen ließ, konnte das Netz unmöglich verfehlen.

Zwanzig Jungs würden das übermorgen machen.

Er würde das übermorgen machen.

Wenn nur das Netz von hier aus nicht so klein und dünn und – durchsichtig aussähe ... Unsinn! Er würde übermorgen, wenn er an der Reihe war, geradeaus über die Bretter gehen, und wenn er das Ende der Bretter erreicht haben würde, einfach noch einen Schritt weiter. Vielleicht sollte er die Augen schließen. Er stellte sich vor, blind zu fallen. Nein – lieber mit offenen Augen, so könnte er kurz das Netz auf sich zurasen sehen und dann auch schon glücklich aufgefangen sein.

Auf dem Rückweg traf er ein Mädchen, das in letzter Zeit in den Gärten oft in seiner Nähe zu tun hatte. Sie war in einer Pause außerhalb der Gärten ein bisschen spazieren gegangen, und er freute sich über die zufällige Begegnung – sie war hübsch, und er fand sie lustig. Sie hakte sich sogleich bei ihm unter und schwärmte mit heftiger Bewegung von seinem bevorstehenden großen Tag, der ja auch ihr großer Tag sei, weil sie in diesem Jahr die große und ehrenvolle Aufgabe zugewiesen bekommen habe, die Verabschiedungen durchzuführen. Ausgerechnet in diesem Jahr. In seinem Jahr! Dann sprach sie von der großen Zukunft, die vor ihm liege, den großen Taten, die er als großer Jäger und Krieger gewiss vollbringen würde. Und sie würde von Anfang an dabei sein.

Ihm wurde ein wenig unbehaglich, weil all ihre Bilder so groß waren. Außerdem gewann er mit der Zeit den Eindruck, dass, je lebendiger sie ihm sein künftiges Leben ausmalte, sie selber als ein immer festerer und zentralerer Bestandteil dessen sich etablierte.

In dem Wunsch, sie davor zu bewahren, sich in eine irreführende Vision zu verstricken, löste er sich von ihr, dankte ihr für ihre guten Wünsche für übermorgen und für sein Leben als Jäger und Krieger und erklärte ihr, dass er im Moment noch gar nicht daran denke, irgendein Mädchen in seine Pläne einzubeziehen.

Sie machte nun keine Anstalten, ihren Weg untergehakt mit ihm fortzusetzen. Nur für den Fall, dass er sie unabsichtlich gekränkt haben sollte, versicherte der Junge ihr, dass sie sehr hübsch sei und er sie lustig finde.

Da fiel ihr ein, wie viel sie heute noch zu tun habe, sie entschuldigte sich, ließ den Jungen stehen und eilte mit strengem Schritt davon.

Zurück beim Brunnen begegnete er einem anderen Mädchen, das er kannte. Sie war gerade dabei, die Weidenkörbe in einen Karren zu leeren. Eigentlich hatte er sie immer als eher schweigsam erlebt. Umso überraschter war er nun, als sie ihn auf ein Wort zu sich bat. Auch sie hatte sich offenbar mit ihm und dem bevorstehenden Ereignis beschäftigt, allerdings schien sie weit weniger von Vorfreude erfüllt zu sein als ihre Freundin. Sie sprach recht ernst zu ihm: Es sei nicht recht, etwas zu tun, was man nicht wirklich tun wolle, nur weil es von einem erwartet werde. Und wenn es dabei um etwas gehe, das nichts weiter sei als eine als quasi-heiliges Ritual verbrämte alberne Mutprobe, zeige sich wahrer Mut weniger darin, sie abzulegen, als vielmehr darin, sie zu verweigern. Es sei schon wahr, kaum jemand sei dabei jemals wirklich in den Tod gestürzt, soweit sich die Alten erinnerten, aber viele hätten sich böse verletzt, Glieder verrenkt, Gelenke ausgedreht, manchmal für immer. Sie redete leise und sah ihm tief in die Augen.

Er dankte ihr für ihre Worte und versicherte ihr, dass sie etwas in seinem Inneren berührt hätten.

Das hatten sie wirklich. Er legte seine Schürze an, nahm einen Rechen aus dem Gestell und versuchte, alles, was sie gesagt hatte, gründlich zu vergessen.

Später am Nachmittag trat noch ein Mädchen zu ihm. Er hatte sich vollkommen in der Arbeit verloren und gar nicht bemerkt, dass die meisten Frauen die Gärten schon verlassen hatten. Da stand sie vor ihm und sagte:

»He!«

Er erschrak.

»Du hast Angst, dass du es übermorgen wieder nicht schaffst.«

Das klang nicht wie eine Frage.

Der Junge nickte. Sie sagte:

»Ich werde dir helfen.«

Dann ging sie.

Ihre Idee wollte beziehungsweise konnte sie nicht in die Tat umsetzen, ohne ihre zwei besten Freundinnen ins Vertrauen zu ziehen. Am Abend lud sie die beiden zu sich ein und erzählte ihnen, was sie vorhatte:

»Ihr wisst, dass das Dorf meinem Großvater viel verdankt. Ich war noch klein, aber ich erinnere mich noch genau. In seiner Werkstatt hatte er eine Holzkiste aufgestellt, die Öffnung mit transparentem Stoff bespannt. Auf dem Boden der Kiste lagen frische Blätter von lauter verschiedenen Pflanzen. In die Kiste gab er etwa zwanzig Heuschrecken. Ihren ungebrochenen Appetit hatte er zuvor in einer zweiten Kiste überprüft. Doch anstatt nun über die Blätter in dieser Kiste herzufallen, hörten die Tiere nicht auf, in ihr hin und her zu flattern. Ich bemerkte es zuerst nicht: Keine einzige Heuschrecke setzte sich. Nicht auf die Blätter, nicht auf das Holz oder an das Stoffdach. Sie flogen und flogen, bis sie, eine nach der anderen, tot auf die Blätter fielen. Mein Großvater hatte es ihnen befohlen. Nicht mit Worten oder Zeichen, sondern mit dem Duft, den er auf die Blätter gesprüht hatte. Er hatte lange an dem Rezept gearbeitet und eine Menge Spott ertragen, aber seit jenem Tag kann sich keine Heuschrecke auf ein Blatt in unseren Gärten setzen, wenn wir es ihr nicht erlauben.«

Als sie das Stirnrunzeln auf den Gesichtern der anderen sah, fügte sie hinzu:

»Es funktioniert nicht nur mit Heuschrecken. Es funktioniert mit Bienen, Käfern, Vögeln. Alles, was fliegen kann, fliegt, wenn es das Zeug riecht. – Und alles, was nicht fliegen kann ...«, sie sah verschämt zu Boden, »versucht sein Möglichstes – und ist mit jeder Faser seines Körpers davon überzeugt, dass es im nächsten Augenblick abheben wird.

Ich probiere es manchmal aus.

Es ist das beste Gefühl, das es gibt.

Und wenn man nicht zu viel davon nimmt und auf der flachen Erde steht, ist es ganz ungefährlich.«

Die eine hielt die Idee für abscheulich, abwegig und gefährlich, wollte nichts damit zu tun haben und ging heim. Die andere dachte eine Weile nach und sagte schließlich, der Junge habe ihre Hilfe verdient, und erklärte sich bereit, die Aufgabe, die ihr dabei zufiel, zu übernehmen.

Die Zeremonie war fast vorüber. Neunzehn Jungs waren von dem hübschen, lustigen, heute sehr würdevollen Mädchen verabschiedet worden und hatten mit einem Schritt in den Abgrund ihr Leben als Kinder beendet. Neunzehn Männer waren in die Gemeinschaft aufgenommen worden. Als letzter war nun der Junge mit den dicken schwarzen Locken an der Reihe. Von der Hilfe, die ihm versprochen worden war, merkte er nichts. Auf Beinen, die sich anfühlten, als steckten keine Knochen mehr darin, stand er auf der Plattform vor dem Mädchen.

Neunzehn geschnitzte, stilisierte, pausbäckige Kindergesichter hatte sie neunzehn Jungs vor die Köpfe gebunden. In der Hand hielt sie das zwanzigste. Aus dem Fläschchen in ihrem Ärmel goss sie etwas Flüssigkeit hinein. Nicht zu viel, nur nicht zu viel; zu viel davon kann gefährlich werden.

Der Junge bemerkte nicht die Feuchtigkeit an seinem Gesicht, als sie sorgfältig die Stoffstreifen der Maske in seinem Nacken band.

Er war leicht.

Der Brutboden – Stefan an der Sonne

Von Dirk Alt

Als das Blutgefäß in Stefans Gehirn platzte, befand er sich fünf Schritte von der Hecke entfernt, wo er einen Birkenschössling ausgerissen hatte, und drei Schritte vor der Terrasse, auf die er zurückkehren wollte. Eben hatte er einen leichten Schwindel gefühlt und sich gesagt: *zu viel Sonne*. Dann war er zusammengebrochen und hatte das Bewusstsein verloren, ehe er auf dem Rasen aufschlug. Seine Beine, die bis zur Hälfte der Oberschenkel in Boxershorts steckten, bildeten eine Vier, denn das linke, das zuerst weggeknickt war, lag angewinkelt unter dem rechten, das er von sich streckte. Sein T-Shirt war etwas nach oben gerutscht und entblößte den Bauchnabel, seine linke Hand war schlaff auf die Brust gefallen, in der Rechten hielt er noch das Birklein. So entspannt sein Gesicht war, während er starb, so wenig bekam er selbst davon mit.

Sein Tod war bedauerlich, denn Stefan war erst 25, Student und Stipendiat und besaß alle Anlagen, in nicht zu ferner Zukunft ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Die bevorstehenden Prüfungen hatten ihn dazu bewegt, sich eine Auszeit zu nehmen und diese ungestört im Ferienhaus seiner Eltern zu verbringen, das abgeschieden und waldumsäumt in der Nähe eines Sees gelegen war – eine Idylle, die man höchstens mit Wochenendurlaubern teilen musste. Die Gehirnblutung traf Stefan somit zu einem ungünstigen Zeitpunkt, denn es war niemand da, der Notiz davon nahm, kein Rettungshubschrauber kam geflogen, kein Arzt eilte zu Hilfe. Da niemand eingriff, verlor sich Stefan binnen kurzem im Nichts – zumindest der Teil, den man unbescheiden Seele nennt.

Währenddessen lag ein hochsommerlicher Frieden über der Landschaft. Das Thermometer war auf zweiunddreißig Grad geklettert, schwerfällig zogen die Wolken an der Sonne vorüber und das Zirpen der Grillen stieg von den Gräsern auf, über denen eine räuberische Libelle ihre Flugmanöver vollführte. Stefan, der sich auf dem Rasen ausstreckte, als hielte er ein Nickerchen, wurde steif wie trockenes Holz – ein äußerer Zustand, der sich im gleichen Maße verflüchtigen würde, in dem sich die Innereien erweichten. Während Nägel und Haare (die Ahnungslosen!) noch sprossen, sackte das Blut ab, sammelte sich an der Körperunterseite und bildete dort Flecken von blauer bis purpurner Färbung. Seine halbgeöffneten Augen, von denen sich die Wimpern abspreizten wie Insektenflügel, nahmen einen Bernsteinan an, der dem der nahen Strauchrosen entsprach – ein schwacher Vorgeschmack jener wunderlichen Farben, mit denen sich der Kadaver noch schmücken würde. Der Zusammenbruch der immunologischen Abwehr hatte die große Stunde der Mikroorganismen eingeläutet – Billionen von ihnen, die, überall im Körper ansässig, lautlos ihr Zersetzungswerk begannen. Stefans Gewebe, seine Organe und Sekrete wurden zum Brutboden von Bakterien und Pilzen, den ältesten und vielleicht geheimnisvollsten Lebewesen unseres Planeten und den treibenden Kräften der Fäulnis. So war der scheinbar Schlafende dem nun unaufhaltsamen Zerfall preisgegeben, zu dem ihn das Schicksal seit der fruchtbaren Verbindung von Samen und Eizelle verurteilt hatte – eines Zerfalls, den die Kräfte des Lebens nur hinauszögern konnten, den sie aber niemals banen würden.

Der erste Tag ging zu Ende, und eine milde Sommernacht kühlte den Rasen und den Leichnam darauf.

Am zweiten Tag wurde Stefan zunehmend von Fliegen heimgesucht, die ihn mit ihren Saugrüsseln betasteten und nach vollzogener Untersuchung ihre Eier in seinen Mundwinkeln ablegten, in den gewundenen Gewölben seiner Ohren, in den Höhlen seiner Nase und auf seinen weichen, nun dunkler verfärbten Augäpfeln. Der Appetit auf diese Eier zog andere Vertreter der Insektenwelt an, Käfer und Ameisen, die den Koloss erkundeten und

seine Verwertbarkeit erkannten. Stefans freiliegender Bauch, der eine ungesunde grünliche Färbung angenommen hatte, begann sich derweil unter dem Druck der Fäulnisgase aufzublähen. Organe und Gedärme hatten sich verflüssigt wie Wachs an der Sonne. Sie näherten sich allmählich der Konsistenz, die Stefans letzter Mahlzeit entsprach – den vier Scheiben Toast mit Rührei und Speck, die über den Zwölffingerdarm nicht hinausgelangt waren.

Je näher der Abend rückte, umso dichter zogen sich am Himmel die Wolken zusammen. Nachdem die Temperaturen tagsüber unvermindert heiß gewesen waren, sorgte schließlich ein Gewitter mit heftigem Regenguss für Abkühlung. Bis weit nach Mitternacht hielt der Niederschlag an. Als die ersten morgendlichen Sonnenstrahlen in den Garten fielen, glitzerten Regentropfen wie Glasperlen im Haar des Kadavers. Der Wolkenbruch hatte Stefans Rachen mit Wasser gefüllt und Leichenflüssigkeit herausgespült, die sich als bräunlicher Film auf Kinn und Wangen und unter der Nase abgelagert hatte. Das Fäulnissekret trat nun auch aus seinem Unterleib aus, von wo es ins Erdreich absickerte, und verminderte Stefans äußere Würde auf die der komasaufenden Jugendlichen, die man des Morgens im Gebüsch der Provinzbahnhöfe entdeckte. Da er jedoch längst hinter sich hatte, was ihnen noch bevorstand, musste er sich mit ihrer Sorte nicht vergleichen lassen. Als Leichnam ging er seiner Blüte entgegen – nicht mehr lange, und er würde knospen und blühen wie die Rabatten, die die Terrasse säumten. Mit seinem Nektar und den sich entfaltenden Düften lockte er bereits die Mäuse aus ihren Höhlen; die Ratten, die am Seeufer lebten, würden bald folgen. In der Abenddämmerung pirschte sich schließlich ein junger Fuchs an Stefan heran: ein Tier von vollendeter Eleganz, das ihn beschnüffelte und ihm zärtlich die Wange leckte, bevor es begann, süßes, aasiges Fleisch aus seiner Seite herauszureißen.

Zur Mittagszeit des vierten Tages, es war Samstag, rollte ein kirschroter BMW Mini Cabrio mit zwanzig Stundenkilometern den schattigen Waldweg hinunter, der vor dem Wochenendhaus endete. Dort hielt der Wagen, und heraus stieg Stefans Verlobte Madleen. Sie hatte Lebensmittel mitgebracht, Bacardi, Limetten und Speiseeis, das kaltgestellt werden wollte. Dass sie Stefan nicht erreichen konnte, hatte Madleen zwar gewundert, aber nicht besorgt: Hatte er nicht gesagt, dass er bis zum Wochenende alle Ablenkung vermeiden wollte? – Den Korb unter dem Arm, hielt sich Madleen nicht mit der Türklingel auf, sondern ging um das Haus herum: Sie wusste ja, dass Stefan gerne draußen arbeitete und die Terrassentür im Sommer meist offen stand. Die Windrichtung verhinderte, dass sein Geruch sie vorwarnte. Als sie Stefan auf dem Rasen liegen sah, blieb sie zunächst wie angewurzelt stehen, bevor sie mit raschen Schritten weiterging und einen halben Meter vor dem Kadaver erneut anhielt. Mit ihrem Körbchen stand sie vor ihm wie Rotkäppchen vor der vermeintlichen Großmutter. In ihr Gehirn stürzten ungläubige Fragen – beispielsweise, ob in diesen höhlenartigen Schlitzten mit den verquollenen Lidern tatsächlich jene Augen vergraben lagen, mit denen sie so viele zärtliche, innige Blicke getauscht hatte. Und waren diese gelblich verfärbten, puppenartigen Finger die, mit denen die ihren alltäglich ineinandergegriffen hatten? War dies die Brust, auf die sie noch am letzten Wochenende ihre Schläfe gebettet hatte? – Noch empfand sie keinen Schmerz, sondern blankes Entsetzen über die Verwandlung, die er vollzogen hatte, über die unumkehrbare Fremdheit, und die Schwierigkeit ihres Gehirns, nachzuvollziehen, dass er ihr genommen und gleichzeitig noch vorhanden war, seine biologischen Reste: als Abbauprodukte eines Kreislaufs, der menschlichen Sentimentalitäten spottete.

Aber dieser Moment der eingehenden Betrachtung (Madleen sollte ihn danach nicht noch einmal aus der Nähe sehen) hatte auch eine metaphysische Komponente. Aus Stefans Gesicht, das trotz der Entstellung noch das seine war, schien der Tod selbst zu ihr zu sprechen, ganz plastisch und vertraulich, und er sagte:

Nimm's nicht tragisch, Madleen. Was euch trennt, ist nur ein Quentchen Zeit, das schnell verrinnt. Du bist nichts, und ich ernte euch alle. Wir sehen uns wieder, Madleen! Wir sehen uns wieder.



Sam

Von Sarah Teicher

Deine Mutter liebt dich. Sie liebt dich so stark, deine ganze Kindheit hindurch, dass du denkst, du seist etwas ganz Besonderes. Und mit dieser Vorstellung von dir gehst du irgendwann hinaus ins Leben, wo du früher oder später merkst: Du bist nur Durchschnitt. Du bist weder witziger noch charmanter als all die anderen, hast weder schönere Hände noch wohlgeformtere Wangenknochen. Vielleicht ist deine Nase etwas größer. Und du hast Haare, die immer schwer zu bändigen sind. Du bist eben einfach nur du. Die Kunst ist, herauszufinden, was das bedeuten soll.

Und um sich genau dieser Bedeutung ein kleines Stück anzunähern, war Sam schließlich ausgebrochen. Besser gesagt: Er war ausgestiegen. Aus seinem klapprigen Van, irgendwo im Nirgendwo. Inzwischen wusste er nicht einmal mehr genau, wo sich sein Rasthof befand, in NRW musste er herumgegurkt sein. Aber in seinem Zustand damals ... Besonders groß war der Rastplatz jedenfalls nicht, es gab hier lediglich ein WC und einige Picknicktische. Abseits der Straße lag ein grüner Hang mit ein paar Bäumen, das war alles.

Oder zumindest fast. Es gab da nämlich noch etwas, das Sam von Anfang an fasziniert hatte, dort, direkt vor den Hang gepflanzt, eine Art künstlich geschaffener Aussichtspunkt, ziemlich in die Länge gezogen, wie eine schwebende Straße. Man konnte von einer Seite hinaufsteigen auf den gigantischen Spannbetonquader – Metallstufen machten das möglich, die nachträglich von außen daran geschustert worden waren.

Es war Hochsommer, als Sam die Wagentür zuschlug, sich an einen Tisch setzte, seine letzte Zigarette aus der Packung nahm und die Welt ausblendete. Genug. *Alle machten alles, als wäre es gar nichts*. In dem Moment musste er wieder an diesen Satz denken, den er neulich in einem Roman gelesen hatte. Der Typ in dem Buch war ein Außenseiter, Sam fand ihn gleich sympathisch. Er fing an, über sein Leben nachzudenken – so viele falsche Entscheidungen kamen ihm in den Sinn. Woher sollte er nur wissen, was richtig war? Gut und böse, ökonomisch, ökologisch, moralisch, egoistisch ... »Testen Sie den Testsieger! Verlassen Sie sich auf den Experten! Hier zählen Sie!« – Was hatte all das nur zu bedeuten? Woher nahmen sie sich das Recht, derart anmaßend über ihn zu urteilen? Ständig. Ohne Unterbrechung. Nirgendwo fand er sich wieder. Jetzt war Schluss. Er wollte sich nicht mehr entscheiden müssen. Nein, er würde sich einfach nicht mehr entscheiden. Niemand wartete auf ihn.

Nach zwei Wochen schleppten sie seinen Van ab. In Gedanken winkte er einmal, doch sonst spürte er nichts. Er beobachtete das Vorgehen aus der Ferne, aus seinem Unterschlupf. Gleich am Tag nach seiner Ankunft hatte er die LKW-Plane gefunden, die sich in einem Busch verfangen hatte und dort in einer Bö leicht raschelte. Er befreite sie aus dem Gestrüpp und baute sich sein neues Zuhause. Sein Identitätsmuseum, wie er es liebevoll nannte. Den Platz hatte er so geschickt gewählt, dass er das Plateau der Rastenden zwar gut einsehen konnte, aber selbst kaum gesehen wurde. Vermutlich lag es an der großen Kastanie, dass der stetige Lärmpegel hier erträglich war. Seine Plane passte sich gut an das umliegende Grün an, auch wenn aufkommende Herbstfarben die Camouflage bereits ein wenig störten.

Sam war überrascht, wie viele Dinge die Leute achtlos auf seinem Rastplatz vergaßen. Inzwischen besaß er mehrere Kissen, eine warme Decke, eine Bierkiste diente als Tisch, sowie diverse Picknick-Relikte an Geschirr und Besteck, die seinen Haushalt ergänzten. Einige Bücher hatte er von den Tischen aufgelesen und die Innenseiten der Plane

schmückten verschiedene Schnipsel: Kassenzettel, Postkarten, Lesezeichen, einige kleinere Fotografien und Duftbäumchen – eben alles, was man so auf einem Rastplatz verlieren oder vergessen kann.

Ihn fröstelte, als er einen Topf voll Wasser auf den Campingkocher stellte. Zwei Teebeutel hatte er noch vorrätig, einer musste jetzt dran glauben. Ingwer-Himbeer – na ja, zum Aufwärmen allemal geeignet. An grauen Tagen wie heute gab es für Sam wenig zu tun, in letzter Zeit füllte sich sein fleckiges Notizbuch nicht mehr wie von selbst. Wenige entschlossen sich, einen Halt zu machen, und wenn, dann blieben sie nur für einen raschen Toilettengang oder auf eine Zigarettenlänge. Beim Blättern fiel ihm auf: Seine Studien über Familien füllten zwei Drittel des fast vollen Heftchens. Das Quengeln ... er erlaubte sich eine Sekunde des Erinnerns ... ja, das Quengeln eines Kindes im Auto, dagegen halfen oft nur Pausen und eine Prise frische Luft. Fangen spielen und danach wieder ab in den Kindersitz. So machten es die Familien, die Sam mit einem Lächeln beobachtete. Es gab allerdings auch Eltern, denen gern mal die Hand ausrutschte, die gestressten und hektischen. Meist fein herausgeputzt, auf dem Weg zu Tanten oder Opas, runden Geburtstagen oder ähnlichem. Durchschnittlicher Aufenthalt 15,23 Minuten.

Der Rest, oft mutmaßliche Geschäftsleute mit gerunzelter Stirn, versunken in kommende Präsentationen. Manche tranken Kaffee aus der Thermoskanne, rauchten Filterzigaretten, hastig saugend, niemals selbstgedreht. Durchschnittlicher Aufenthalt 7,20 Minuten. Abfahrt mit quietschenden Reifen. Autofarbe bevorzugt schwarz.

Er nippte am Tee. Dann sah er sie sich noch einmal an, die Zeichnung. Die Begegnung von gestern, sie ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Warum machte er sich etwas vor? Da war dieser Typ gewesen. Er hatte sich an einen der Tische gesetzt und las in einem Buch. Hemingway. Das lockte Sam schließlich nach einigem Zögern aus seinem Unterschlupf. Ungewöhnliches Verhalten in seinem Revier! Er gesellte sich zu ihm, fragte nach einer Zigarette.

»Klar, nimm dir eine, hier.« Schweigend rauchten beide, Sams Gegenüber legte das Buch aufgeschlagen zur Seite. Er brach es förmlich auf und presste es mit den Lettern auf den verdreckten Holztisch. Sam zuckte unwillkürlich zusammen. »Ähm, Hemingway, ja?« – »Ja, guter Mann. Bisschen schräg und so. Aber der hat noch gewusst, wie man lebt, oder?« – »Na ja, leben ... Hm, kann schon sein. Zumindest aber, wie man sich umbringt.« Der andere zog die Augenbrauen zusammen und musterte Sams grauen Jogginganzug, die wuscheligen Haare. Sam senkte den Blick, begann an seinem Daumen zu zupfen, unter der Tischplatte. Der andere sagte: »Ziemlich hässlich, das Ding.« Und deutete auf den Beton-Aussichtspunkt. »Von dort oben kann man bis nach Buxtehude schauen bei schönem Wetter. Ist nur komisch, ein Aussichtspunkt, der wie 'ne Brücke aussieht, ich versteh schon, wie du's meinst.«, erwiderte Sam. Schon wieder dieser prüfende Blick. »Wohin fährst du eigentlich?« Sam schüttelte den Kopf. Er fühlte sich ertappt. Und vielleicht gerade deshalb sagte er, was er sagen musste: »Ich fahre nicht. Also nicht mehr. Ich wohne hier. Beobachte Leute, die unterwegs sind.« Das war das erste Mal, dass Sam es laut aussprach. Komisch. Der andere riss die Augen auf: »Was? Alter, wie krank!« Er lachte. »Nee, das nehm ich dir nicht ab. Wer würde schon Leute auf 'nem Rastplatz beobachten wollen? Beim Leben zuschauen. Das ist ... « Er deutete mit seinem Zeigefinger auf Sam, als hätte der ihm soeben die Pointe des Jahrhunderts verraten. Kopfschüttelnd stand er auf, streckte sich kichernd und nahm sein Buch vom Tisch. Schon im Gehen rief er noch über

seine Schulter zurück: »Kein Aussichtspunkt. Eine echte Brücke, Mann! Schon mal was von Denkmalschutz gehört? Das Ding ist historischer Nazischeiß. Ohne Witz, schlag's mal nach.« Sam rannte zu seinem Notizbuch.

In dieser Nacht lag er wach. Es war ihm egal, was andere Leute von ihm dachten, das hatte er sich fest vorgenommen, daran lag es nicht. Aber ein Gedanke ließ ihm einfach keine Ruhe. Eine Brücke ohne Sinn – war es so? Tatsächlich? Vielleicht war der Typ ja extra gekommen, weil er sich für dieses Kuriosum interessierte. Aber hier gab es doch nichts mehr zu überqueren. Rein gar nichts. Unter dem Spannbetonbogen befand sich artig getrimmter Rasen. Wie auf seiner Zeichnung. Eine Brücke ohne Sinn ... denkmalgeschützt ... Nazis ... Sams Lider wurden schwer.

Sonnenschein am nächsten Morgen – Sam brachte das völlig aus dem Konzept. Seine Knochen taten weh, als er sich aus seiner Decke schälte, er war grummelig und fühlte sich, als hätte er Wochen geschlafen. Und dennoch: Als er an die Träume der vergangenen Nacht dachte, musste er grinsen. Nazimädchen mit Blumenkränzen im Haar, die unter der Brücke tanzten. Das Entsetzen der Feiernden, als dann die Autos kamen ... Absurd. Und erst recht diese Sache mit der Wahrheit. Er versuchte, den Gedanken zu halten, schlurfte auf den Rasenstreifen in der Nähe der Autobahn und lehnte sich blinzelnd an das »Bitte-sauber-halten«-Schild.

Er hörte das Brummen des kleinen PKWs nicht, sondern erst die Stimme, die rief: »Kein Gepäck?« Verwirrt schaute Sam in das heruntergekurbelte Fenster. Der Typ. »Willst du mit, Freak?« Sam starrte. In seinem Kopf wirbelten all die neu gefassten Grundsätze durcheinander. Sein Leben hier war doch eigentlich ... »Was ist nun? Du musst dich schon entscheiden. Aber wo es lang geht, das weiß ich immerhin.« Er lachte. Sams Fingerspitzen begannen zu kribbeln. »Das genügt mir.« Er erwiderte das Grinsen, ging ums Fahrzeug herum und ließ sich auf die Polster plumpsen. »Hi. Ich bin Sam.«

Dorf

Von Patrick Siebert

im Dorf wurden die Geschichten rar
ein Jeder erzählte die Seine
die ein Jeder schon kannte
und so dünnten sie aus
wurden geflickt mit fremden Bildern
die hingen spröde an der Luft

ein Jeder sicherte
was von seiner Geschichte noch war
und da blieben die Reste an der Luft
als Erzählung des Dorfes
mit leerem Laden, Säufern in Garagen
und der alten Frau auf der Bank

Irene steht zur Wand

Von Ulla von Nöthen

Das Mädchen steht mit dem Gesicht zur Wand. Die Wand steht mit harter Vorderfront zum Mädchengesicht. – Beide bewegen sich notwendigerweise nicht. Wände sind beständig, bis sie rissig werden oder eingerissen sind. Dann sind sie weniger als Mauern und keiner Erinnerung wert. Irene spricht. Sie spricht zur Wand. Ihre Lippen beben gleichmäßig im überhörbaren Takt zur Wand, die keine Mauer ist. Sie steht unveränderbar. Die Wand hört zu. Irene lehnt das Gesicht an. Fügt Furche an Furche. Die Wand ist angenehm kühl, die Oberfläche ungleichmäßig rau, ihr Grau ist keine Farbe. Irene will Teil einer Mauer sein, ohne erzählen zu müssen. Irene flüstert in Rissen. Die Wand dämmt den Mädchenkörper vorsichtig und schluckt Geräusche aschfahl hinunter. Wände denken in Schichten. Wir teilen ein Gerüst.

Die Welt riecht Regen: Schwarze Teilchen, die einmal Leben hatten, schwimmen unbedeutend, ertrunken in kleinen hell-lila Blütenkelchen, über ihnen thront triumphierend einer von vielen Stempeln. Sie bilden ein haariges Kissen. Das Kissen lässt sich spiralförmig aufrollen, unter dem Lila ist es weiches Grüngrau, das sich nach dem schützenden Schatten seiner Blütenkelche sehnt. Sie zieht die Blütenkissen zur Spirale auseinander, dann zur Geraden und bewundert die innere Ordnung eines ehemaligen Kissens. Tropfen springen. Die Blume bricht für manchen laut krachend. Tropfen fliegen. Sie saugt den Pflanzenduft, der Dämmerung folgend, stoßweise in sich auf und denkt an klamm gewordenes Heu. Jeder Tod hat seinen Rhythmus.

Die Wand beobachtet einen weichen Fremdkörper: Irene hält die Augenlider verzweifelt aufeinandergepresst. Ihre Stirn ist eisern gefurcht. Für die Wand hat sie die Augen geschlossen. Irene kann nicht beten. Irene kann nicht sprechen. Irene will nicht murmeln. Die Wand hört zu. Sie ist geduldig, aber kein geduldiger Zuhörer.

Ein Sonnenstrahl feiert Verkörperlichung in einer einzelnen Blüte von Dottergelb. Blütenblätter sind im linearen Reigen zu einem Strahlenkranz gefügt. Die zu kleine Sonne riecht unangenehm und strahlt nicht von alleine. Sie ist Teil einer Wiese, die nicht jeder zu schätzen weiß. Eine mir unbekannte Frau sitzt geblendet inmitten von zu viel Gelb. Hinterlässt Abdrücke eigener Statur in versengtem Grün. Eine einzelne Schweißperle lauert unter ihrer Nasenspitze, während sie versucht, Gerüchen Genuss zu entreißen. Blattgrün fletscht, sich verteidigend, Zähne am Stielende des Sonnengelbs. Milchiger Saft tropft von gekrönten Stengeln.

Ein Blumenkranz ist nicht in Sicht.

Irene lehnt sich ganz an, drückt das Körperempfinden einer erschlagenen Fliege gegen die unsauber geputzte Wand. Es bröseln leise. Ihr Atem ist ein fremdes, gleichmäßiges Geräusch. Irene will die Wand bewohnen, sie beneidet Fliegen, die sich in Ritzen vermehren, um später in feinen Netzen ihr Fliegenleben zappelnd auszuhauchen. Die Wand schweigt.

Irenes Handfläche streicht in sich wiederholenden Bewegungen über harte Rillenstrukturen, ihre Haut reißt in winzige Risse, erträgt Kratzer. Fliegen können das sehen; ihre Augen sind unterteilt in millionenfach quadratisch verbundene Lichtpunkte. Mit der Wand bilden sie Strukturen, von denen Irene ausgeschlossen bleibt. Fliegen sind Irenes Risse egal, sie beleben die Wand.

Orange-rotes Feuer vergeht müde zusammengeklatscht, so dass es auf ihrer trockenen Haut Schmierspuren hinterlässt, wenn sie die Blütenreste unaufhörlich an ihrem schmalen, störrisch beborsteten Stiel durch die Finger zieht. Versunken betrachtet sie ihre rechte Hand und die rötliche, klein-klumpige Schmiere darauf. Die meisten haben fünf, einige sechs; die großen roten Blütenblätter sind so zart, dass jede Berührung sich durch Spuren verrät. Sie kann durch durchsichtig rundes Rot in das Gegenlicht blinzeln.

Sie fühlt sich verschleiert und drückt die Nasenspitze leicht in das Dunkel der Blumenmitte. Sie riecht weiterhin nichts. Um sie herum kämpft Blütenrot gegen Blattgrün, siegen wird Schwarz. Sie ritzt mit dem Fingernagel Gesichter in das Kapseloval. Unreifer Fruchtkapselsaft schleimt sich dickflüssig unter die gesplitterten Hornplattenschichten ihres spröden Daumennagels, brennt in eingerissener Nagelhaut.

Irene stiert in Wandritzen, sie hat gezählt; es werden täglich mehr. In jeder Ritze wohnt ein Tier. Die Wand ist eine Landkarte, die niemand lesen kann. Irene hat es trotzig versucht: Ihre Flüsse sind ausgetrocknet, die Grenzen unbeständig gesteckt. Ameisen patrouillieren emsig. Irene legt die Wange in ein bröckeliges Flussbett. Betonstaub klebt an unsichtbarem, hellblondem Gesichtsflaum. Irene atmet Restfeuchte in Risse und Ritzen.

Es duftet aromatisch: Sie kaut ausdauernd auf einem krautigen Halm. Das Kraut schiebt sich ihr zerfasert in die Zahnzwischenräume. Ein dumpfer Geschmack breitet sich, an Schärfe gewinnend, aus, sie bleckt die Zähne, verliert den Halm irritiert. Der Halm ist von weißen Blütendolden besetzt. Jede Blüte öffnet ein zu kleines Maul, aus dem träge eine Zunge hängt. Geschlossen sind sie unattraktive Kugeln. Den würzigen Kräuterduft hat sie sich eingebildet. Das Kraut stinkt, wenn man es ausreißt. An den Wurzeln haften lehmige Erdklümpchen. Sein Geschmack ist ein markhaltiger Blitzkrieg.

Irene stellt sich an die Wand. Lauscht gespannt, atmet flach, wippt auf Zehenspitzen auf und ab, weiß um ihren hämmernden Herzschlag, das unstete Rauschen ihres Blutes, das laute Pochen ihrer Schläfen. Irene beobachtet konzentriert das Lebendige der Wand und stellt sich neben sich: Sie weiß um stille Moosflechten, die das Wandgrau ganz heimlich ersticken, weiß um Ameisenvölker und die Vorratslöcher ihrer Wand, weiß um Ritzenverkehr und Eiablage, weiß um unzählige Facetten-Augen-Blicke, weiß um die Wandfassade. Irene geht Blumen pflücken und kehrt erst spät zurück.

Ihr rechter Zeigefinger bohrt sich bedächtig in ein Wandloch, macht es zur Höhle, stößt auf blaue Plastikdübelreste, verletzt sich unerwartet. Ein Betonstaubrinnsal rieselt aus der Fingerhöhle auf ihre Füße. Irene lutscht an ihrem Finger, beißt sich auf die Lippen und fühlt sich leicht. Zwischen ihren Zehen knirscht es. Barfuß ist sie unbeabsichtigt auf einige Blumen getreten, die sie lose vor der Wand verteilt hat. Irene bückt sich andächtig, hebt eine von vielen auf: Drückt ein einzelnes Gänseblümchen zunächst unsanft in das Wandloch. Das Loch ist zu groß, das Blümchen verschwindet, geringfügig hängend. Irene erfasst die Wand als Gesamtes; ihre Augen glänzen in Fassade. Die Wand ist gestellt: Irene tastet nach Blumen, findet Vertrocknetes, nimmt, was sie kriegen kann, stopft der Wand das Maul: Die Wand integriert Vergangenes schleichend und heuchelt ein Stillleben.

Irene ist zufrieden und schweigt.

Der König des Blues

Von Johannes Witek

HERBERT SCHWEINÖSTER sitzt am Bahnsteig und quetscht eine dreckige Bluesskala in die dreckige Luft. Seine Finger pressen und tanzen auf dem gekerbten Holz des Gitarrenhalses, ein rotgoldenes Kabel schlängelt sich zwischen seinen Füßen zu einem kleinen Röhrenverstärker. Auf dem Verstärker steht eine schmutzige Kaffeetasse. Hin und wieder werfen vorbeigehende Passanten ein paar Münzen hinein.

Herbert Schweinöster denkt an Blind Lemon Jefferson, den großen unsterblichen Pionier des Genres, und er jault ein Lick gegen die Bahnhofswände, das klingt wie eine Beethoven-Platte, die auf einer sodomierten Katze zerbricht. Der Bahnhof steht stramm: hoch und runter, links und rechts, aber, schau her: am Ende des Bahnsteigs stehen zwei Beamte der Österreichischen Bundesbahn und überlegen schon, ob sie die Polizei rufen sollen:

»Er wird die Einfahrt aus STEINACH-IRDNING behindern«, sagt der erste Beamte.

»Das ist ›Black Snake Moan‹«, sagt der zweite Beamte. »Und nur ein Mensch auf der Welt kann es auf die Art spielen: der unvergleichliche HERBERT SCHWEINÖSTER!«

»Du bist ein ignoranter Depp«, sagt der erste Beamte. »Das ist ›I've got Jesus in my Heart‹, ich erkenne hier eindeutige Gospelanklänge. Und wer es immer schon besser gespielt hat als Herbert Schweinöster, ist sein alter Konkurrent, der unsterbliche JOSEF OBERNOSTERER!«

Bei der Erwähnung dieses Namens kreischt Herbert Schweinöster zwölf pralle Sechzehntel in die Bahnhofshalle, die zu Boden fallen und in alle Seiten zerrinnen wie Blut aus einer angestochenen Wurst.

»JOSEF OBERNOSTERER«, sagt der erste Beamte, »würde eine Gitarre nicht mal erkennen, wenn sie ihm mit 72 km/h Südwind IN DEN ARSCH gerammt wird!«

»KEINE ERWÄHNUNG DIESES NAMENS IN MEINER ANWESENHEIT!!«, brüllt Herbert Schweinöster und donnert dazu einen Akkord in Gis-Moll, dass elf Politessen gleichzeitig einen Orgasmus bekommen.

»Was ist los mit ihm?«, fragt einer der Beamten.

»Er spinnt. Die spinnen alle«, sagt der andere Beamte.

»Scheiß drauf«, sagt der eine. »Ich hab Feierabend. Ich geh in die BELGISCHE BIERBAR!«

»Du schuldest mir noch 32,25.«

»Leck mich.«

Herbert Schweinöster sammelt sein Kleingeld zusammen und geht nach Hause. Dort setzt er sich wieder an seine Gitarre. Er sägt sich halb durch »See That My Grave Is Kept Clean« und denkt dabei an seine Jugend – die Jobs, der Alkohol, die Gewalt, das halbe Jahr am Konservatorium – die pure Hölle. Witzig, denkt er, es ist so: man steht auf und geht schlafen und steht auf und geht schlafen und plötzlich ist man alt und fühlt sich noch genauso wie damals. Nur hat man mehr Angst. Und immer weniger zu verlieren.

»See That My Grave Is Kept Clean« ist fertig und Herbert Schweinöster beginnt mit »I get so Weary«, bricht aber in der Mitte ab und grätscht das Opening-Riff von »Dirty Mistreater«.

Ich habe mein Leben an den Schall verkauft, denkt Herbert Schweinöster; ein Gedanke, der ihn häufiger heimsucht. Mein ganzes Leben ist der Aufgabe gewidmet, den Schall so zu modifizieren, dass er ein Höchstmaß an Emotionen hervorruft. Und das ist mir gelungen. Bei Gott. Aber wie vergänglich ist das, wie sinnlos letztlich. Nicht mal zu Lebzeiten, nicht mal mit dem Besten, was einem auf dieser Seite der Realität zur Verfügung steht, kann man wirklich was reißen. Jetzt im Vergleich betrachtet. Sagen wir, ich spiele die schönste Ballade, die man sich vorstellen kann und rühre dabei das Publikum zu Tränen.

Perfekt. Aber wie wenig, oh wie wenig ist das im Vergleich zu, sagen wir, du findest raus, dass deine Frau seit elf Monaten ein Verhältnis mit ihrem Arbeitskollegen hat: dass er ihr DIE GURKE reinhängt. Was für eine exquisite, explosive Mischung aus Emotionen DAS produziert – keine Musik der Welt kann dagegen ankommen. Also, wer sich auf die Erzeugung der größtmöglichen Intensität von Emotionen spezialisieren möchte, der sollte die Musik vergessen und stattdessen seine verheirateten Arbeitskolleginnen knallen.

Herbert Schweinöster greift nach der Flasche zwischen seinen Beinen und nimmt einen gewaltigen Schluck. Er verschluckt sich, prustet eine Fontäne gegen die weiß gestrichene Wand und kracht gleichzeitig auf seinem Stuhl nach hinten, Gitarre in der Hand und alles, was eine Mischung aus Krachen, Dröhnen und Rückkopplung erzeugt, dass die halbe Wohnsiedlung wieder an Gott glaubt.

Seine Vermieterin in der Wohnung unter ihm klopft sofort mit dem Besen gegen ihre Zimmerdecke, der sein Fußboden ist, worauf Herbert Schweinöster sich vom Fußboden hochstemmt, schwankend wieder auf die Beine kommt und ihr zu Ehren die ersten paar Takte von »Pussyfoot Pony Blues« anstimmt. Dann hört er auf und stampft und trampelt mit den Füßen auf den Fußboden, der ihre Zimmerdecke ist.

Dann setzt er sich auf seinen Stuhl und ist still.

Kunst braucht Disziplin, denkt er. Jedes Arschloch kann durchdrehen. Worauf es ankommt, ist, durch die Kunstforum durchzudrehen, innerhalb von ihr, aber immer noch im kühlen nüchternen Rahmen der Kunst selbst. Ah hahahaha ah ha hahahaha ah ha. Ja.

Und letzten Endes hängt alles davon ab, was man alles *nicht* sagt.

Herbert Schweinöster steckt seine Gitarre wieder ein und beginnt mit seiner Version von »Bad Luck and Trouble«.

* * *

In der Bar ist es zum Erbrechen voll, die Menschen stehen Arschloch an Arschloch. Auf der kleinen Bühne in der Mitte des Raums steht, um ein silbernes MacBook Air gruppiert, Manfred Kaltenleutgeben mit seiner Crew: der Manfred-Kaltenleutgeben-and-the-Eternal-Blues-Detonation. Gute Sessionmusiker, aber es fehlt der entscheidende Funke. Alle sehen auf eine coole Art angeödet aus, als wären sie *eigentlich lieber* woanders, zum Beispiel der eigentliche Hauptact. Ihnen gegenüber an der Bar sitzt Hubert Bratfisch mit seinen Leuten, der Irresistable-Hubert-Bratfisch-Blues-Gravitation. Jeder hasst jeden. Niemand beachtet irgendwen.

Auf der Bühne steht außerdem JOSEF OBERNOSTERER und knarzt Bach-Läufe und Arpeggios von Paganini in die kochende Atmosphäre, zu einem Bluesrhythmus(!) und mit einer angeödeten Nachlässigkeit, als wollte er sagen, schau her, Ritchie hat es '72 getan, sie haben Stevie Ray '82 in Montreux ausgepiffen, also GEHT'S SCHEISSEN, ihr Puristen.

Dazu wackelt er mit seinem Hintern, sein besonderes Showelement.

»Obernosterer fakt es«, sagt einer von der Manfred-Kaltenleutgeben-and-the-Eternal-Blues-Detonation. »Er ist ein Blender. Technisch perfekt, aber es fehlt der entscheidende Funke.«

»Außerdem wackelt er zu viel mit seinem Hintern«, sagt einer von der Irresistable-Hubert-Bratfisch-Blues-Gravitation.

»Ja, aber er hat jetzt einen Ringmodulator.«

»Oh. Mein. Gott. Was ist das?«

»Keine Ahnung, ich glaube, man kann damit auf Knopfdruck irgendwas machen.«

Die beiden schweigen betroffen.

»Manchmal glaube ich, die Kunst ist tot«, sagt der von der Manfred-Kaltenleutgeben-and-the-Eternal-Blues-Detonation. »Wenn du weißt, was ich meine. Die Pose, der Anti-bourgeoise-Komplex. Ist diese ewige Auflehnungsästhetik nicht nur ein lange hohlgewordener Reflex gegen die Hypokrisen eines Bürgertums, das längst nicht mehr existiert?«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, nimm das übelste Feindbild, das du dir vorstellen kannst. Sagen wir der fette, selbstzufriedene Raiffeisen-Direktor im Lodenjanker, alter Stil: Zigarre im Mund, Hirschgeweihe an der Wand. Wenn man etwas weiter blickt, könnte er ein richtig guter Typ sein. Ein liebevoller Vater, Menschenrechtsaktivist, zweimal wöchentlich im Swingerclub mit seiner Frau und so weiter. Es gibt nicht nur Schwarz und Weiß. Die alten Feindbilder taugen nicht mehr, wer sich in ihnen verfängt, ist letztlich unfreier als das, was er meint, bekämpfen zu müssen. Aber der rebellische Gestus ist seit einem halben Jahrhundert derselbe, zumindest in der Ästhetik und oft genug auch noch inhaltlich.«

»Wenn du so super bist, wieso bist du dann mit Deppen wie denen von der Manfred-Kaltenleutgeben-and-the-Eternal-Blues-Detonation zusammen?«, sagt der von der Irresistable-Hubert-Bratfisch-Blues-Gravitation.

In dem Moment fliegt die Tür auf und Herbert Schweinöster stampft rein, wobei er sogleich einen Typen an der Bar mit seinem Gitarrenkoffer ausknockt.

»OBERNOSTERER!«, brüllt er. »DER MOMENT DER WAHRHEIT IST GEKOMMEN!«

Josef Obernosterer lächelt ein feines Lächeln.

Herbert Schweinöster steckt seine Gitarre ein und röhr mit seiner Privatversion von »If I Knew You Were Comin' I'd've Baken A Cake« los. Obernosterer weigert sich, mitzumachen und antwortet mit: »Bankers Blues«. Schweinöster macht mit, will aber nicht den Rhythmus spielen. Beide kämpfen um die Leadgitarre. Niemand will den Rhythmus machen, dabei ist der doch das Wichtigste. Obernosterer zitiert sich in elf Licks durch die halbe Delta-Blues-Historie, Fußnoten inklusive. Schweinöster lässt das demonstrativ kalt und er heult ein bisschen mit dem Wolf in »Smokestack Lightning«. Obernosterer wackelt ihm mit dem Arsch vorm Gesicht herum. Schweinöster versucht reinzutreten, das Publikum hält das für ein Chuck-Berry-Zitat und grölt. Beide fiedeln sich erstaunlich parallel von »No Shoes« über »Crawling King Snake« bis zu »When My Left Eye Jumps«, dann weigert sich Obernosterer, weiter zu kooperieren, und grätscht eine Version von »Beans, Beans, Beans« in den Raum, dass deiner Mutter der Kaffee übergeht. Schweinöster beißt die Zähne zusammen und hämmert sich presslufthammergleich in »Fattening Frogs for Snakes«, worauf Obernosterer antwortet mit – Moment, mein Gott, mein Gott, ist das »Your Funeral and My Trial«???

In der Mitte des Raums steht ein frühpensionierter Musikschullehrer mit Bart und findet sich cooler als alle anderen.

Das nächste hEFt erscheint am 25. September 2014

Offene Redaktion: 6. August

hEFt-reliert: 25. September

Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. August

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Stilles Örtchen

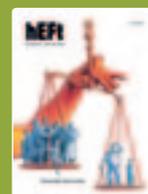
hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Stilles Örtchen«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, KLANGGERÜST, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang, Zuckerdose // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

*hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de*



Autor/innenverzeichnis

DIRK ALT, 1982 in Hannover, promovierter Historiker, Fachpublikationen, Tätigkeit in der Erwachsenenbildung, Regie bei zeitgeschichtlichen Dokumentarfilmen, Veröffentlichung von Prosatexten in Anthologien und Literaturzeitschriften // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // PETER BERG, Erfurt // KATHARINA BENDIXEN, Jg. 1981, studierte Buchwissenschaft und Hispanistik in Leipzig und Alicante und lebt als freie Autorin in Leipzig // EUGENIA HEIM, Jg. 1987, aus Nowosibirsk, über Moskau, St. Petersburg, Köln, Abrau Dürso und Nürnberg in Erfurt gelandet. Sie ist der festen Überzeugung, dass ein Mensch, der nicht mit sich selbst spricht, komisch ist (und nicht anders herum) // CAROLINE HEMMANN, 23 Jahre, Grafikerin und Autorin aus Erfurt // MANFRED KLINKEBIEL, Jg. 1954, lebt in Erfurt, www.jopapa.de // PETER LAUENSTEINER, Erfurt // ULLA VON NÖTHEN, 1985 bei Berlin geboren, wäre gerne Ballerina geworden und hat sich im Mai beim Schlafzimmermalern den kleinen Zeh gebrochen, findet die Thüringer trotzdem interessant // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // RONNY RITZE, Journalist und freischaffender Autor, Geschäftsführer des Niederburg Verlag Stadtilm // LULU RONA, Jg. 1985, lebt in Erfurt // PETER RUNKEWITZ, freier Fotograf, Dokumentar-, Natur- und Portraitfotografie, geboren in Rudolstadt // SARAH TEICHER, geboren 1987 in Jena, bis 2013 Studium der Germanistischen Literaturwissenschaft/Kunstgeschichte/Philosophie ebendort, jetzt wohnhaft in Leipzig, aktuell vermehrt unterwegs als Slam Poetin Sari Sorglos // PATRICK SIEBERT, geboren in Schmalkalden, Studium in Jena, Blogger/Online-Redakteur/Lyriker in Erfurt // JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // JOHANNES WITEK, Jg. 1981, lebt in Salzburg // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt // JULIANE ZIMMERMANN, kein gegenüber außer einem Blatt Papier

I BROUGHT THE BQQ, 2014,
mixed media on paper, 42 x 29,7 cm, courtesy
of Marc Jung and Hammerschmidt + Gladigau

